

LESEPROBE

LINUS ORTELLI

SATOSHI

DIE BITCOIN-ERFINDERIN

THRILLER



EDITION KLICKWERKSTATT

© / Copyright: 2021 Linus Oertli
Klickwerkstatt GmbH
Adligenswilerstrasse 94
6006 Luzern
CH - Schweiz

Verlag: Edition Klickwerkstatt GmbH
Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf
Umschlaggestaltung, Buchsatz: Catherine Strefford unter der
Verwendung von © Elnur und © Askhat / Adobe Stock
Lektorat, Korrektorat: Magret Kindermann
Druck: SOWA Sp. z.o.o., Raszynka

Weitere Infos auf: linus-ortelli.com

ISBN Paperback: 978-3-96966-496-4
ISBN e-Book: 978-3-033-08403-2

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des
Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Für meine Familien

*Niemand hat das Recht zu gehorchen.
Hannah Arendt (angeblich)*

VORWORT DES AUTORS

Liebe Leserin, lieber Leser,

2017 besuchte ich eine Weiterbildung zum Thema Blockchain und Bitcoin an einer Fachhochschule in der Schweiz. Die Spezialisten dort waren sich einig: die Blockchain ist das neue Ding!

Weniger einig waren sich die Experten über die Perspektiven der ersten und bekanntesten Kryptowährung, des Bitcoins. Der Streit drehte sich darum, ob die Blockchain nur eine bahnbrechende Technologie für den Einsatz künstlicher Intelligenz, effizienterer Prozesse, Smart Contracts und schnellerer Logistik ist, oder ob diese auch einen sozialen Wendepunkt darstellt: die neue Form des Geldes. »Sound Money« – ein gesundes, inflationsresistentes Währungssystem, in dem nur die Teilnehmer des Systems den Wert eines Guts bestimmen. Keine Banken. Keine Zentralbanken. Keine Staaten. Nur die Menschen untereinander, grenzenlos, über die Mathematik verbunden.

Ich glaube, dass die Blockchain nur dann ihr volles Potenzial ausschöpfen wird, wenn sie auch tatsächlich als neues Währungssystem wirkt. Es ist unbestritten, dass das aktuelle »Fiat«-Geld – also die Dollars, Euros und Franken, die von Zentral- und Geschäftsbanken

aus dem Nichts geschöpft werden – zwar ein gutes Mittel ist, um Wachstum und Wertschöpfung voranzutreiben, doch schlussendlich werden die erfolgreichen Nationen des einundzwanzigsten Jahrhunderts nicht diejenigen sein, die natürliche Ressourcen möglichst umfassend und effizient ausbeuten. Vielmehr werden es diejenigen sein, die kollektives Handeln nachhaltig und weitblickend auf eine lebenswertere Zukunft hinsteuern.

Aber diese anstehende gesellschaftliche Veränderung ist auch eine große Gefahr, denn Technologie ist immer wertfrei. Sie hat keinen inhärenten, moralischen Kompass. Deshalb bedroht dieser aufziehende technologische Quantensprung unsere Freiheit und das Wohlergehen der Menschen.

Modernes Geld wird uns als Kollektiv so steuerbar machen, wie es noch bei keiner anderen Zivilisation der Fall war. Wenn wir keine freiheitliche Lösung finden, ist die Gefahr groß, dass unsere nächste Währungsreform ein freiheitsfeindliches »Social Scoring«-System gebären wird, wie es in anderen Teilen der Welt bereits implementiert ist. Unsere Wahl ist: Mut zur dezentralisierten Geldschöpfung oder die Etablierung eines zentralistischen, autoritären Molochs. Noch bin ich optimistisch, dass sich die richtige Idee und damit auch der Bitcoin-Standard durchsetzen wird.

Bei aller Begeisterung gibt es zwei Gesichtspunkte beim Bitcoin, die diese so brillant entworfene Währung existenziell bedrohen können: großflächige, lang anhaltende Strom- und Internetausfälle (geplant oder als Unfall) oder ein »Evil Satoshi Nakamoto«. Der unbekannte Schöpfer

des Bitcoins verfügt bis heute über ein unschätzbares Bitcoin-Vermögen, das seiner Währung zum Verhängnis werden kann, falls er seinen »Stack« umfassend abstoßen sollte.

Wenn Sie Fakten über den echten Satoshi Nakamoto erfahren möchten, lesen Sie unbedingt sein White Paper oder suchen Sie nach Zitaten im Internet. Diese lassen wenig auf die Person schließen, verraten aber vieles über ihre Ideen. Mich hat die Frage nach diesem unbekanntem Genie, das auf tönernen, theoretischen Grundlagen eine solch ausgeklügelte Technologie schuf, seit jeher mehr fasziniert als so mancher Bull-Run und Bärenmarkt.

Wer ist der wirkliche Satoshi Nakamoto? Ein »Lonely Wolf«? Ein genialer Wohltäter? Der wiedergeborene Jesus Christus? Anonymous? Ein Hacker-Kollektiv? Oder steckt gar ein Geheimdienst dahinter? In jedem Fall ist es eine Geschichte, die erzählt gehört.

Satoshis Identität in diesem Buch – Carmen Chavez – ist frei erfunden. Die Umstände, mit denen sie über die Geschichte hinweg konfrontiert wird, entsprechen jedoch einer realen Vergangenheit oder realistischen Zukunftsszenarios, in denen die Idee dezentralisierter Geldschöpfung gescheitert ist.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen.

Herzlich,

Linus Ortelli im Herbst 2021

26. SEPTEMBER 2033

Prolog

Admiral Jamal N. Lewis beobachtet von der Brücke aus, wie sie die Geschütze laden.

Er kneift die Augen zusammen und geht näher ran, denn der Nebel, der über dem Pazifik hängt, ist schwer und milchig und versperrt auch seinen Augen die Sicht.

Das Gefühl, das sich in den letzten Stunden in seinem Magen immer weiter ausbreitete, hatte er zuletzt als Marine-Aspirant verspürt. Damals, während seiner ersten Stürme auf See. Er war schrecklich seekrank und wusste am Ende nicht mehr, wie oft er sich unter Spott seiner Vorgesetzten übergeben hatte. Diese Zeit liegt glücklicherweise seit zwanzig Jahren hinter ihm. Seitdem war er steiler aufgestiegen, als er je zu träumen gewagt hatte. Aber jetzt fühlt er wieder dieses beklommene Feuer in seinen Eingeweiden, diesen Schwindel. Ist die Peitsche der Meere, die gefürchtete Seekrankheit, nach so langer Zeit etwa zurückgekehrt? Nach all den Jahren? Ist das bei einem solch erfahrenen Matrosen überhaupt möglich?

Nein, es ist die Aufregung, die Nervosität.

Er muss schließlich den Überblick behalten. Selbst für den stärksten Krieger ist das eine enorme Herausforderung. Der Druck ist vertraut, deswegen ängstigt er ihn.

Er geht die Treppe hinunter zum Deck, atmet einmal tief die salzige Luft ein und berührt die stählerne, kalte Außenhülle des Flugzeugträgers, auf dem er das Kommando führt. Die USS Gerald R. Ford: ein fast hunderttausend Tonnen schwerer, hochmoderner, bis an die Zähne bewaffneter, schwimmender Flughafen. Aktuell durchpflügt die größte jemals existierende im Meer treibende Streitkraft der Welt den nördlichen Pazifik. Der Bau des maritimen Ungeheuers hatte bis zu seiner Wasserung 2017 bereits zwanzig Milliarden Dollar verschlungen und seitdem für Wartung und Unterhalt noch deutlich mehr.

Aktuell befehligt Admiral Lewis den Flugzeugträger und dazu einen begleitenden Verband mit über dreitausendfünfhundert Frauen und Männern. Als Flotte umfassen sie zwei U-Boote, mehrere stählerne Beiboote, Versorgungsschiffe mit Nahrungsmitteln, Treibstoff und Munition sowie diverse Kampfflugzeuge. Dazu die vor Kurzem generalüberholte und modernisierte USS Gerald R. Ford, das Herz der riesigen Seemacht. Dreihundert Meter lang und knapp achtzig Meter breit.

Alles ist auf Admiral Lewis' Befehl ausgerichtet. Militärische Rangfolge, klare Befehlsketten.

Und der nächste Befehl wird der entscheidende sein!

»*Ich muss schauen, dass wir nicht zu spät dran sind*«, denkt Lewis und blickt auf seine Hublot-Uhr, angeblich bis zu einer Tiefe von viertausend Metern wasserdicht. Zeit checken. Eine hundertfache, tägliche Routine.

Doch dieses Mal stockt er, denn er blickt nicht auf die Uhrzeit, sondern auf das Datum: 26. September 2033.

Die Erinnerung an dieses Datum durchdringt ihn wie starker Regen undichte Kleidung.

Heute vor 50 Jahren rettete der russische Oberleutnant Stanislaw Petrow die Welt vor der totalen Zerstörung.

Petrow war der leitende Offizier einer mit nuklearen Raketen bestückten sowjetischen Satellitenüberwachungsanlage, die am 26. September 1983 fälschlicherweise einen Atomangriff durch die USA detektierte. Durch Petrows Eingreifen und seine Weigerung, einen eigentlich befohlenen nuklearen Gegenschlag einzuleiten, verhinderte der Mann den dritten Weltkrieg. Die stets befürchtete Apokalypse des Kalten Krieges blieb aus.

Admiral Lewis fühlt sich plötzlich zurückversetzt in seine College-Zeit. Damals, als er der umschwärmte Running-Back auf der Militär-Universität Naval Academy war und ihm alle zujubelten. Aber er wollte mehr. Sein Wunsch war es, tiefe Spuren in der Weltgeschichte zu hinterlassen. Nicht als College-Sportler, sondern als Mann mit Einfluss.

Mit diesem Hintergrund stolperte der junge Student damals über eine Fernsehdokumentation, die sich um eben diesen Petrow drehte – und die ihn tief beeindruckte. Was für ein Mann. Was für ein Mut.

Deshalb hat er sich dieses Datum gemerkt, in Gesprächen immer wieder auf das Ereignis verwiesen und davon geträumt, auch einmal eine heldenhafte Tat zu vollbringen. Petrow ist für ihn der Beweis, dass ein einzelner Mensch eben doch einen entscheidenden Unterschied in der Weltgeschichte ausmachen kann.

Aus dem sportlichen Studenten wurde bald darauf ein Navy Seal, der den Traum von historischer Größe mit Beharrlichkeit verfolgte.

In der modernen US-amerikanischen Eliteeinheit fand Lewis schon bald heraus, wie man Karriere macht: mit unerbittlichem Durchhaltewillen, adrettem Auftreten und bedingungslosem Gehorsam. Für einen schon immer ehrgeizigen, farbigen Jungen aus bescheidenen Verhältnissen durchaus bekannte Tugenden. Diesen Prinzipien folgend brachte er es zu einem der mächtigsten Soldaten der Weltmeere. Zum Admiral, dessen Vorgesetzte und Crew ihn ausnahmslos respektieren und ihm uneingeschränkt vertrauen. Ein stolzer Patriot, zu dem man aufblickt.

Lewis läuft die restlichen Treppenstufen langsamer hinab. Dann unterbricht er seinen Abstieg. Er blickt zur Seite und betrachtete sein Abbild in einem der spiegelnden Fenster, das entlang der Treppe angebracht ist. Er sieht einen groß gewachsenen, attraktiven Mann mit breiten Schultern, akkuratem Haarschnitt und makelloser Haut.

Durch sein Gesicht ziehen sich nun aber tiefe Sorgenfalten. Seit drei Tagen hat er nicht mehr als zwei Stunden am Stück geschlafen. Seitdem sind sie in höchster Gefechtsbereitschaft, und dieser Rhythmus zerrt selbst an den stärksten Nerven.

Die Situation scheint sich sekundlich zu verschärfen, wenn er den Befehlen und Warnungen seiner Vorgesetzten Glauben schenken darf. Die Düsenjets kreisen über der Flotte, ausgestattet mit maximaler nuklearer

Bewaffnung. Die Tomahawks mit über eintausend-fünfhundert Kilometern Reichweite sind geladen und schussbereit. Auch das U-Boot ist in der Lage, seine Wasserstoffbomben innerhalb von wenigen Minuten zu zünden. Im Visier: Russland. Die zweitgrößte Militärmacht mit einem Atomarsenal, das ausreichen würde, um die Welt alleine in einen jahrzehntelangen nuklearen Winter zu hüllen.

Ist es Zufall, dass gerade er – ein tiefer Bewunderer von Petrows damaliger Entscheidung – sich hier und jetzt an dieser Stelle der Geschichte befindet?

Er blickt nachdenklich auf die See und prüft nervös seine wie immer perfekt sitzende Uniform mit den zahllosen Abzeichen und Ehrenzeichen. Er hatte bisher immer Vertrauen in die Führungskräfte seines Landes, doch die Dinge scheinen gerade schrecklich außer Kontrolle zu geraten. Werden sie es tatsächlich wagen, anzugreifen und einen Atomkrieg zu riskieren?

Der Gedanke an Befehlsverweigerung streift seinen Geist. Trägt er nicht auch Verantwortung für das Leben seiner Matrosinnen und Matrosen? Als Aggressor würde sein Flottenverband natürlich sofort unter Gegenbeschuss kommen. Und das vermutlich auf eine Art, die auch ihre modernsten Abwehrsysteme – die neueste Phalanx-Generation von Raytheon – überfordern würde. Muss er nicht schon seiner Mannschaft wegen einen solchen Angriffsbefehl verweigern? Sollte er es machen wie seinerzeit Petrow, wenn die Zeit kommt? Niemand kann doch bestreiten, dass eine solche Attacke Wahnsinn ist.

Aber Widerstand scheint zwecklos. Sie würden ihm sofort das Kommando entziehen und einen willigen Stellvertreter benennen. Aber dann würde das Blut der Welt nicht an seinen Händen kleben.

Nein, es darf nicht sein! Sie werden es nicht wagen! Sein Funkgerät piepst.

Admiral Lewis presst es sich ans Ohr und sein eigentlich stabiler Magen verkrampft sich noch mehr, als er den Befehl hört.

»Aye, Aye!«, murmelt er pflichtbewusst und schreitet so schnell wie möglich zum hoch aufragenden Kommandozentrum des Schiffes zurück. An die Überprüfung der Geschütze verschwendet er keinen Gedanken mehr.

03. JANUAR 2009

Genesis-Block

Das blaue Licht des Laptops spiegelt sich in Carmen Chavez' Brillengläsern wider. Es dämmt bereits.

Tipp, tipp, tipp.

Seit Wochen sitzt sie pausenlos auf ihrem kratzigen Bürostuhl, ernährt sich ausschließlich von Weißbrot-scheiben mit Käse und vertieft sich immer weiter in ihre Codes und Zahlen, die über den Bildschirm flimmern. Seit sechzehn Stunden schreibt sie am Stück.

Codes. Snippets. C++.

Tipp, tipp, tipp.

```
currentValues = conn.api_queri(„returnTicker“)
```

Ihre Zeigefinger hacken auf die Tastatur – schnell und gezielt wie zwei kleine Falken im Sturzflug. Das Zehnfingersystem hat sie nie gelernt. Wie auch? Alles hat sie sich selber beigebracht – korrektes Schreiben hatte nie Priorität.

```
int l = 2*i+1;
```

Diese Zeile schmeckt nach Grapefruit. »*Ich brauch etwas*

Süßes«, denkt sie und nimmt einen Schluck Sprite aus der großen Flasche neben sich.

```
bool isBST(struct node* root)
```

»Besser. Viel besser.«

Tipp, tipp, tipp.

Mist! Ein Verschreiber. Hätte jeden anderen wieder ein paar Minuten oder Stunden gekostet, das zu reparieren. Doch sie hört den Fehler, als fiele einem erfahrenen Dirigenten die verstimmte Tuba in der hinteren Reihe auf.

Sie ist wahnsinnig schnell.

Sie weiß, dass sie Dinge anders wahrnimmt als die Menschen um sie herum.

Und gerade jetzt sieht sie den Ton, wenn jemand die Haustür zuknallt. Jeff kommt mit seiner neuen Freundin Tina nach Hause. Sie hört sie durch den Flur stapfen und setzt sich Kopfhörer auf.

»*Bitte, lasst mich einfach in Ruhe*«, denkt sie.

Die Tür wird geöffnet.

»Hey, Carmen. Kommst du mal nach vorne?«, fragt Jeff.

Sie kratzt sich am Kopf und flüstert in Richtung Bildschirm: »Ich muss hier noch was fertig machen.«

»Wir wären froh, wenn du jetzt kommen kannst«, antwortete Tina über Jeffs Schulter hinweg und schnieft die Nase. »Mhm. Ich komme ... später«, lügt Carmen, während sie weiter stoisch auf das Chatfenster starrt.

Doch dann setzt ihr Herz einen Schlag aus. Kann das wahr sein?

steht da in großen Lettern auf ihrem Bildschirm. Sie hält die Hände vor den Mund. »Es hat geklappt!«, ruft sie. Sie springt auf und reißt sich den Kopfhörer vom Ohr.

Der Genesis-Block. Sie hatten soeben das Bitcoin-Netzwerk live geschaltet, die ersten fünfzig Bitcoins geschöpft. Und das alles auf ihre Initiative hin.

»Was ist denn los?«, fragt Jeff und blickt in das entgeisterte Gesicht von Carmen.

»Die erste Transaktion. Wir haben von einem Konto zum anderen direkt und ohne Mittelsmann Daten verschoben, hundert Prozent sicher und nicht zu hacken.«

»Hast du schon mal was von E-Mail gehört?«, fragt Tina.

»Nein, keine E-Mail. Eine Transaktion. Ich habe etwas und kann es jemand anderem senden, ohne dass eine Drittpartei diese Transaktion sichert. Der andere hat es nachher, ich nicht mehr. Es klappt nur über das System, über die Community, die jede Aktion bestätigt.«

»Was schickt ihr denn hin und her? Kohle?«, ätzt Tina und schnippt mit den Fingern ihrer linken Hand. Carmen seufzt. Sie hat es vor langer Zeit aufgegeben, Idioten wie dieser hohlen Nuss zu erklären, warum die Form des Geldes ihr eigentliches Problem ist. Anders sieht es mit Jeff aus. Sie wendet sich an ihn. Er muss sie doch verstehen! »Jeff, wir haben doch darüber gesprochen. Weißt du noch? Geld ist ein Versprechen,

dass ich mir damit in Zukunft etwas kaufen kann? Institutionalisiertes Vertrauen?»

Sie versucht, seinen Blick zu fangen. »Wow, was ist denn das für ein Kauderwelsch?«, fragt er, kneift die Augen zusammen und schaut auf den Bildschirm. »Das ist Geschichte«, flüstert sie und versucht, seine Hand zu greifen. »He! Nimm deine Pfoten von ihm!«, kläfft Tina von hinten. Schon lange denkt sie, dass Carmen heimlich mit Jeff ins Bett will. Lächerlich. Jeff ist ihr wie ein Bruder. Und sowieso: Männer – bäh.

»Alle vertrauen darauf, dass das Geld, für das wir uns abstrampeln, auch morgen noch etwas wert ist. Aber das System ist genau andersrum gewebt. Und sei ehrlich, vertraust du den Banken wirklich dein Geld an?«

Tina zieht einen Eindollarschein heraus: »Du willst wissen, was Geld ist? Das ist Geld. Und genau darüber wollen wir mit dir reden.« Sie wedelt mit dem Schein vor Carmens Gesicht rum.

»Pack deinen Baumwollfetzen weg«, mault Carmen.

Aber es stimmt schon. Geld ist *das* Thema zwischen ihr und Jeff. Sie ist aktuell keine große Hilfe und von seiner Anstellung als Fahrrad-Mechaniker abhängig. Seit Wochen treffen sie sich nur noch zwischen Flur und Küche. Carmen murmelt dabei unvollständige Sätze über Geld, Mathematik, Hashes und Kryptografie. Zu einer richtigen Unterhaltung kam es schon lange nicht mehr. Nicht schön. Aber es muss sein. Schließlich hat sie Jeff in den letzten Jahren auch oft genug mitgeschleppt. Nun braucht sie sein Entgegenkommen.

»Jetzt aber mal ehrlich, Carmen. Wie viel verdienst du mit dem Geschreibsel da?«, fragt Tina.

»Das sind keine faken Mäuse von der Scheiß-Regierung. Es sind Bitcoin.«

»Ok, und wie viel Dollar bekomme ich für so einen Bitcoin?«

»Wenn du Glück hast, ein paar Cent, aber das ist nur im Moment so. Wenn ...«

»Du bist eine dumme Gans!«, unterbricht sie Tina und stampft mit dem Finger auf ihr Pult. »Jeff arbeitet wie ein Tier, damit du hier mit deinen Loser-Freunden deine Fantasiespiele machen kannst. Ich habe Neuigkeiten für dich, damit ist es jetzt vorbei. Du zahlst ab jetzt Miete oder bist nächste Woche raus. Habe ich nicht recht, Jeff?«, wendet sie sich an ihn. »Na ja«, sagt Jeff. »Es wäre schon schön, wenn du dich hier ein wenig mehr beteiligen könntest und ...«

»Seid ihr komplett bescheuert? Wir schreiben hier Geschichte!«, ruft Carmen aus, beruhigt sich aber sogleich wieder. Panik nützt hier nichts. Jeff muss doch zu überzeugen sein. Sie redet minutenlang auf die beiden ein, versucht zu erklären, dass alles Geld aus dem Nichts entsteht und es eigentlich jedem möglich ist, eine eigene Währung zu schaffen, wenn er nur die Transaktionen und das Eigentum der Geldinhaber sichern kann. Dass das System sich selber am Leben hält, weil es Leute nach ihrem Beitrag belohnt. Und dass es immer knapper wird, dass sie das gesamte Geldsystem revolutionieren und demokratischer und dezentralisierter machen will ... und, und, und ...

Doch Carmen merkt bald, dass es sinnlos ist. Resigniert blickt sie zu ihrem jahrelangen Freund: »Also, was ist nun, Jeff? Wirfst du mich aus unserem gemeinsamen Zuhause? Ich kann nicht arbeiten. Ich muss an meinem Projekt weitermachen.«

»Carmen, du kannst hierbleiben, bis du etwas anderes gefunden hast – egal wie lange es dauert. Aber du fängst jetzt an zu suchen.«

»Genau. Und nur, dass du es weißt, sobald du hier weg bist, ziehe ich ein«, setzt Tina einen drauf.

Carmen blinzelt eine Träne weg. »Ach, Jeff, dabei ist es doch perfekt.«

Carmen und Jeffs tiefe Freundschaft begründete sich an einem typisch pubertären Ereignis in ihrer gemeinsamen Schulzeit. Carmen befand sich in der großen Pause in einer leicht bewaldeten, erhobenen Ecke des Schulhofes, wo es herrlich harzig nach Fichten und stacheligen Baumkronen roch.

Sie kauerte nieder, suchte nach Ästen und Stöcken, in deren Haptik sie so viel Schönheit fand. Sie fuhr mit den Fingern die braunen Baumkrusten entlang oder schlug mit Stöcken gegen die massiven Stämme der Bäume. Irgendwie erschien ihr die Natur weniger fragil als die Menschen um sie herum.

Als sie so dastand, näherten sich fünf ältere Mitschüler: vier Mädchen und ein dicker Junge namens Henry, der auffällig rotes Haar hatte und dessen Lachen eine große Zahnücke zwischen gelben Schneidezähnen offenbarte. Er war mit dreizehn Jahren bestimmt schon achtzig Kilo

schwer und der bekannteste Schläger der Schule. »Na, du Flachbrust? Was treibst du hier?«, meinte Jill, eines der beliebtesten und fiesesten Mädchen der Schule, das die Gruppe anführte. »Ich ... ich ...«, stotterte Carmen.

Sollte sie weglaufen? Sie blickte hinter sich den Hügel hinunter. Das erschien ihr vielversprechend. Doch etwas hielt sie zurück. Sie lief nicht gerne davon. Auch wenn es vielleicht besser wäre ...

»Mehr bringst du nicht raus? Ich ... Ich ...«, äffte Henry sie nach. Er schritt um sie herum, sodass er direkt hinter ihr stand und sie seinen käsigen Atem roch.

Sie wollte sich umdrehen, doch Henry packte sie an den Armen, trat ihr die Beine unter dem Körper weg und zog sie rücklings auf den Boden.

»Jetzt wollen wir mal schauen, ob du unten rum auch so dürr bist«, rief Jill voller teuflischem Entzücken.

Die anderen Mädchen packten Carmen an den Beinen und hielten sie fest, sodass sie sich nicht mehr bewegen konnte. Jill hob Carmens Rock hoch und lachte laut. »Schaut euch das an. Turtels-Unterwäsche!«

Schamvolle Hitze übermannte Carmens Körper. Dabei mochte sie überhaupt keine Hero Turtles. Wenn ein Superheld, dann Zorro. Aber sie musste nun mal anziehen, was sie zuhause bekam.

»Haha! Echsen! Die wäre doch was für dich, Henry!«, quietschte Aliya, eines der Mädchen, die sie festhielten.

»Halt die Fresse«, maulte dieser zurück.

Jill machte sich derweil bereits daran, die blaugrüne Unterhose von Carmens heftig strampelnden Schenkeln zu ziehen.

»Lasst mich sofort los!«, rief Carmen in Panik, während ihre Scham vor den Augen ihrer Mitschüler entblößt wurde.

Die Kinder jaulten und lachten mit aller Bosheit der aufkommenden Pubertät, während sie das zappelnde Mädchen weiter auf dem Boden fixierten.

Natürlich blieb der Tumult nicht unbemerkt. Lautes Geschrei dröhnte auf den Schulhof hinüber und immer mehr Schüler wollten sich das offensichtlich unterhaltsam-perverse Schauspiel nicht entgehen lassen. Bald standen über zwölf Jugendliche um Carmen herum, gafften lüstern oder feixten, während diese unter Tränen ihre Kleidung wieder hochzog, nachdem ihre Peiniger endlich von ihr abgelassen hatten.

Als der erste Lehrer eintraf, war das Schlimmste bereits überstanden. Wenigstens hatte er es mitbekommen. Das konnte nicht ohne Folgen für ihre Klassenkameraden bleiben ... Doch Carmens Hoffnung auf eine gerechte Strafe wurde bitter enttäuscht. Ihre Tante Tia Maria wurde zwar am nächsten Morgen in die Schule eingeladen, allerdings entschuldigte der zuständige Schuldirektor Bloomington das Geschehen mit »kindlicher Neugier«. Er und Tia Maria einigten sich darauf, dass die Anführer mit einer schlimmen Standpauke und einer Woche Nachsitzen davonkommen sollten.

Carmen verfiel noch auf dem Nachhauseweg in einen Heulkampf. Sie konnte nicht glauben, wie ihre Würde für eine lächerliche Strafe verschachert wurde. Sie würde es jedenfalls nicht dabei bewenden lassen. Das schwor sie sich noch an jenem Abend, als sie bereits um neun Uhr

im Bett lag – nach einem bösen Streit mit Tia Maria und ihrem Freund Angel.

»*Ich muss noch grausamer zurückschlagen*«, dachte sie. »*Sonst bin ich nächstes Mal wieder das Opfer.*« Aber was sollte sie tun? Zu diesem Zeitpunkt wusste sie noch nicht, dass sie bald ihre erste Lektion im Kampf gegen die Mächtigen lernen würde: Man braucht Verbündete.

Am nächsten Tag saß sie mittags alleine an einem Tisch in der Cafeteria und war sich sicher, dass die gesamte Schule sie anstarrte und heimlich hinter ihrem Rücken über sie tuschelte.

Da setzte sich ein großer, schlanker Junge mit glatten, in die Stirn gekämmten Fransen zu ihr. »Hi. Ich bin Jeff!«

»Jeff wer?«, fragte sie und stocherte im ungenießbaren Kartoffelstampf auf ihrem Plastikteller herum.

»Jeff Fredrickson, Missy.« Er deutete eine kleine Verbeugung an.

Natürlich kannte sie ihn. Basketballer im Varsity-Team mit einem für sein Alter ziemlich guten Baby Hook Shot. Beliebt und immer ein nettes Wort für jeden. Keine große Leuchte, aber jemand, der bisher nicht als Mobber aufgefallen war. Sie fragte sich, ob nun die nächste Gemeinheit folgen würde.

»Das war 'ne ganz schön heftige Nummer gestern.«

»Hör zu. Ich glaube, ich hab' gestern echt genug abbekommen, und wenn du jetzt ...«

»Weißt du, diese Jill ist ein richtiges Biest. Meinen Kumpel hat sie von ihrer Clique voll fertigmachen lassen, weil er sie nicht gratis ins Kino seines Vaters schmuggeln wollte.« Er lächelte sie auf beknackte, aber

irgendwie auch sympathische Weise an.

Carmen wusste nicht recht, was sie sagen sollte. Sie brachte ein verwirrtes »Dankeschön« heraus.

»Jedenfalls ...« Jeff zögerte einen Augenblick, als müsste er sich seine nächsten Worte noch mal genau überlegen. »Falls du dich bei ihr rächen möchtest – I got your back!«

Er zwinkerte ihr zu und lief davon.

Einen Augenblick saß sie mit offenem Mund da. Dann fuhr sie auf, eilte ihm nach und hielt ihn am Arm fest. »He! Was meinst du damit? Hast du einen Plan?«

»Am besten maskierst du dich und haust ihnen einen Nunchuck über die Rübe.«

Da war sie. Die Turtles-Unterhose. Michelangelo, die pizzafressende Schildkröte mit den wirbelnden Ninja-Waffen. Es war der Hinweis auf die größte Peinlichkeit ihres Lebens. Alles nur, um sie noch mehr zu demütigen. Was für ein Arsch!

Sie drehte sich um und wollte weglaufen, doch Jeff hielt sie am T-Shirt zurück. »Entschuldige. War wohl noch zu früh.« Der Versuch eines Lächelns. »Aber weißt du, so ganz falsch ist es nicht. Wir müssen ihre Streitmacht ausschalten.«

»Wovon sprichst du?«

»Na, dieser Fettkloß, Henry. Wenn der aus dem Spiel ist, ist Jill nur noch ein schwächliches Ding. Das könnte sogar ein richtiger Spaß werden!«

Und so lehrte Jeff sie in den nächsten Tagen die zweite Lektion im Kampf gegen die Mächtigen: Gewalt kann Macht erschaffen.

»Wie können Sie es wagen?«, brüllte Jills Vater. Schuldirektor Bloomington fühlte sich offensichtlich nicht wohl in seiner Haut. Eine solch große Gruppe, bestehend aus Eltern und Schülern, hatte er schon lange nicht mehr vor seinem massigen Besprechungstisch versammelt gehabt.

Carmen blickte sich um und staunte darüber, was sie ausgelöst hatte. Jeff hatte völlig recht gehabt, Henry war der Schlüssel.

Jeff hatte einige seiner Freunde aus der Basketball-Mannschaft überredet, dass der Clique rund um Jill eine Abreibung gut tun würde. Sie passten Henry auf dem Nachhauseweg ab. Carmen, Jeff und fünf von seinen Freunden aus dem Basketball-Team. Die Jungs packten den dicken Schläger und drückten seine Arme und Beine zu Boden, direkt neben einem kleinen Weiher. Carmen wurde die Ehre zuteil, Henrys Kopf über Minuten hinweg immer wieder in den Teich zu tunken, bis der Übeltäter nur noch nach Luft röchelte. Von da an nahm er Abstand von jeglichen Aggressionen und verkroch sich vor Freund und Feind wie ein geschlagener Hund.

So lernte Carmen ihre dritte Lektion über die Macht: Mächtige sind verletzlich, denn ihre Macht beruht auf ihrer Einsamkeit an der Spitze.

Nachdem Henry ausgeschaltet war, fiel die verschworene Clique zusammen wie ein Jenga-Turm, dem der entscheidende Stein gezogen worden war. In der gesamten Schule fanden sich Leute, die bereit waren, sich gegen Jills Herrschaft aufzulehnen. Plötzlich erhielten die

Jugendlichen, die Jill treu ergeben und bisher die »cool Kids« gewesen waren, hässliche Spitznamen, fanden Kot und Unrat in ihren Spinden und Sporttaschen, wurden »versehentlich« im Sportunterricht zu Boden gecheckt oder hörten die ganze Zeit dieses perfide Lachen hinter ihren Rücken, das wie schwarzer Krebs in die Seele eines jungen Menschen eindringt. Die Situation spitzte sich schleichend zu und endete damit, dass Carmen und Jill in der Mittagspause aufeinander losgingen, sich mit Fäusten schlugen, sich traten, bisßen und kratzten. Bis zwei Lehrerinnen sie voneinander losrissen.

Schlägereien kamen an der Schule zwar durchaus öfters vor, doch das war eine handfeste Sache gewesen und der Konflikt zwischen Carmens und Jills Gefolgschaft hatte in letzter Zeit schon häufiger für Ärger und Prügeleien gesorgt.

Nun also diese Sitzung mit Eltern und Erziehungsberechtigten. Carmen, Tia Maria, Jeff und seine Mutter, Jill und ihre Eltern und dazu die engsten Freunde von Jill sowie die Jungs aus dem Basketball-Club mit ihren Vormündern.

Die große Runde führte vor allem dazu, dass ein großes Durcheinander herrschte, und niemand fand, dass er ausreichend zu Wort kam. Die Erwachsenen drohten, beleidigten und schrien sich genauso an, wie es zuvor die Kinder getan hatten.

Im Gegensatz zum ersten Besuch bei Direktor Bloomington gab Tia Maria dieses Mal nicht klein bei. »Ja, ich wage es, mein Herr. Ihre Tochter hat eine ganze Schule terrorisiert. Es gibt genug Berichte von vielen

anderen Schülern ...« Sie war aufgestanden und nahm dieselbe drohende Haltung ein wie Jills Vater auf der anderen Seite des Raumes.

»Ich bitte Sie, meine Damen, meine Herren«, flehte Schuldirektor Bloomington sie um Ruhe an.

Sie saßen nun schon über zwei Stunden hier. Es war nur zu offensichtlich, dass der Direktor diesem ganzen Gedöns einfach so schnell wie möglich ein Ende bereiten wollte.

Schlussendlich einigte man sich darauf, dass man sich gegenseitig die Hand reichte, alle beteiligten Schüler für ein Jahr im Provisorium landeten und bei der nächsten groben Verfehlung ein Schulverweis drohte.

»Danke, Tia«, sagte Carmen, als sie in Marias Pick-up nach Hause fuhren.

»Du musst mir nicht danken. Sagen wir einfach, du hast das Richtige getan.«

Sie schwiegen eine Weile, bevor Tia Maria ergänzte: »Als wir das erste Mal beim Direktor waren, hatten wir keine Argumente, weil wir keine starke Position hatten. Sie haben dich verletzt, doch niemand war bereit, für Gerechtigkeit zu sorgen. Nun hast du dich gewehrt, und das änderte die Situation zu deinen Gunsten. Erst aus dieser Position heraus war es sinnvoll, auch beim Direktor zu kämpfen.«

Und so lernte Carmen ihre vierte Lektion über den Kampf gegen die Macht von ihrer Tia Maria: dass man erst dann verhandelte, wenn man bereits gewonnen hatte. Die Alternative dazu war die Niederlage. Der Weg dorthin der Kampf.

Dass Carmen Chavez bei ihrer Tante Tia Maria und nicht ihren Eltern aufwuchs, war auf einer Reihe bürokratischer Grausamkeiten zurückzuführen. Sie kam am 28. Januar 1987 um 23.59 Uhr während eines heftigen Gewitters in Louisville, Kentucky zur Welt. Und damit gerade noch rechtzeitig, um im chinesischen Zeichen des Tigers geboren zu sein. Ihre Mutter liebte Horoskope und Astrologie. Und so war ihr diese astrologische Punktlandung nicht entgangen. Sie las noch im Krankenhaus ihrer kleinen Tochter vor, dass sie, geboren im Zeichen des Tigers, durch »ihre Energie, ihren Mut und ihre Unabhängigkeit« bestechen würde. »Du wirst oftmals radikal und leichtsinnig entscheiden und keinen Wert auf finanzielle Sicherheiten legen. Das kann bei Glück zu Reichtum, aber ebenfalls zu Armut führen«, rezitierte sie aus einem mit Brotkrümeln besudelten Heftchen.

Carmens Vater Mateo hatte als treuer Katholik nichts für solche Hirngespinnste übrig. Er fürchtete vor allem das weitere hungrige Maul in seinem Haushalt. Er war mit seiner Frau und vier weiteren Kindern vor zwei Jahren aus Mexiko in die USA eingereist und lebte von schlecht bezahlter Schwarzarbeit auf einem der endlosen Maisfelder des Mittleren Ostens. Abends kam er müde und nach Blütenstaub und altem Tabak riechend nach Hause.

Auch Carmens Mutter Blanca trug zum Unterhalt des Haushalts bei und putzte Häuser in den reichen Vorstadtgebieten. Wenn sie nach Hause kam, war sie nicht weniger müde. Der typische, harte Alltag illegaler Ein-

wandererfamilien aus Mittelamerika. Es mangelte oft an Geld und Zeit, aber nie an Herzlichkeit.

Carmen war das erste Kind der Familie Chavez, das in den USA geboren wurde, und hatte damit Anspruch auf die amerikanische Staatsbürgerschaft. Und Mama Blanca setzte alle Hebel in Bewegung, damit das auch geschah. Sie hatten die Hoffnung, dass eine Staatsbürgerin in ihren Reihen die prekäre Aufenthaltssituation der Familie verbessern würde. Doch der bürokratische Apparat führte grausamere Absichten mit ihnen im Schilde. Ein Richter beschäftigte sich durch Carmens Einbürgerung intensiver mit den Chavez und verklagte Mateo wegen Schwarzarbeit und Steuerhinterziehung. Der Schuldspruch durch das Gericht mit beschlossener Ausweisung durch die Behörden flatterte bald darauf ins Haus.

Und so drang drei Tage vor Carmens erstem Weihnachtsfest eine Polizeieinheit mitten in der Nacht in das Haus der Chavez ein. Natürlich konnte sich Carmen nicht mehr an die Szenen erinnern, nicht mehr an den heftigen Krach, die eingetretene Tür und die Gewehrmündungen, die auf sie und ihre schutzlosen, schreienden und weinenden Geschwister gerichtet wurden. Aber vielleicht nahm ihre tief empfundene Abscheu für jegliche Autorität in dieser Nacht ihren Anfang (das schien sogar wahrscheinlich, als Carmen den schwarzgekleideten Mann, der sie aus ihrem Bettchen hob, schreiend in die Hand biss).

Die Familie landete in Abschiebehaft. Ein übergewichtiger Glatzkopf, der nach billigem Aftershave und schlechter Ernährung roch, besiegelte ihr Schicksal zwei

Tage später mit einem einfachen »Ihre Ausweisung wird vorbereitet«.

Die Behörden stellten die Eltern vor die Wahl, Carmen entweder mit nach Mexiko zu nehmen oder sie in die Obhut eines Kinderheims in den USA zu geben – schließlich war sie hier geboren worden. Matteo und Blanca entschieden sich, das Kind mit sich zu nehmen, doch im letzten Moment griff Tia Maria ein und übernahm das Sorgerecht für Carmen, sodass diese weiter in den Staaten bleiben konnte.

Das Mädchen brüllte sich über Monate hinweg die Seele aus dem Leib, als es zu begreifen begann, dass weder Mama noch Papa in ihr Leben zurückkehren würden. Eine echte Bewährungsprobe für ihre Tante, die zu ahnen begann, dass sie nie die gleiche Liebe für dieses Kind aufbringen würde, wie es Eltern auf natürlich Weise für ihren Nachwuchs tun.

Dass sie sich um es kümmern würde, stand allerdings außer Frage. Tia Maria war eine Frau von eiserner Disziplin, mit stark ausgeprägten christlichen Werten und einem unerschütterlichen Pflichtbewusstsein für die Familie.

Carmens Eltern versuchten in den Jahren nach ihrer Ausweisung alles, um wieder in die USA einzureisen, doch vergebens. Daher wuchs Carmen bei ihrer Tia Maria auf, ohne weiteren Kontakt zu ihren Eltern und Geschwistern.

Leider kannte Tia Maria keine Kinderlieder. Und so trug sie den schreienden Säugling stundenlang herum und zählte. So versuchte sie, ihr Findelkind zu trösten

und nicht den Verstand zu verlieren. »Uno, dos, tres, cuatro ...«, immer und immer wieder. So waren Carmens erste Worte »uno« und »dos« und nicht »mama« oder »gato«, wie es bei den meisten anderen Kindern der Fall ist.

Vielleicht waren es diese Umstände, die ihre Liebe zur Mathematik entflamten. Denn Zahlen liebte Carmen seit frühester Kindheit. So klar und rein. So verbindend. Nicht so wie die verwirrenden Wörter. Sprechen fand sie viel schwieriger. Wenn sie etwas in Worte fassen musste, fühlte sie sich verloren und oft nicht verstanden.

Wenn sie sprach, dann spanisch. Mit Eintritt in den Kindergarten erwartete man von ihr, dass sie die Sprache der Menschen sprach, die sie zuhause »Gringos« nannten und die man sie gelehrt hatte eher zu meiden. Die zusätzliche Verwirrung einer neuen Sprache verstärkte ihre bereits bestehende Abneigung zu Worten. Legasthenie, sagten sie. Carmen fand die Wörter einfach alle viel zu grün. Dagegen waren Nummern, Gleichungen und Zahlen so viel realer. So viel näher an der Wahrheit.

Körperlich entwickelte sie sich prächtig. Sie war kräftig und groß für ihr Alter und trug langes, krauses, schwarzes Haar. Ihre Augen versteckten sich bald hinter einer Brille aus dem Pfandhaus. Wie so manch andere Kinder in diesem Alter war sie oft trotzig und widerständig, und so begann in Tia Marias kleinem Spanplattenhaus ein schwieriges Verhältnis zu lodern. Zum ersten Eklat kam es an einer Thanksgiving-Feier, die in ihrer südamerikanisch geprägten Nachbarschaft stattfand.

Carmen wurde angehalten, während des Mahls mit den anderen Mädchen und Frauen in der Küche zu warten, zu kochen und zu servieren. Das tat sie noch ohne Murren, mochte sie doch das geschäftige Treiben in der Küche. Doch sie widersetzte sich vehement, als die Frauen anfangen, sich zwischen den Gängen direkt am Herd zu verpflegen, »weil die Männer an den Tischen Zigarren rauchen möchten«.

»Ich möchte auch am Tisch essen! Meine Beine sind müde und ich mag nicht mehr stehen«, beschwerte sich Carmen zuerst bei Tia Maria, dann bei den anderen Frauen und schließlich beim Gastgeber. Aus leisen, heißen Tränen wurde lauter Protest und kurze Zeit später ein hysterischer Anfall mit zerstörtem Mobiliar und Geschirr.

Jetzt verstand Tia Maria keinen Spaß mehr. Sie war auf die Nachbarn angewiesen, denn die Gemeinschaft war die soziale Versicherung des unsicheren Migrantens Lebens in amerikanischen Städten.

Als sie nach Hause kamen, setzte es zuerst eine ordentliche Standpauke. Das war nichts Neues, doch einige Stunden später kam Tia Marias Freund Angel – nach Bier und dem Knoblauch aus der Hot Salsa stinkend, die beim Thanksgiving-Fest so reichlich angeboten worden war. Angel hatte sich für Carmens Verhalten in Grund und Boden geschämt. Was erlaubte sich dieses verzogene Gör?

Er schlug sie. Zuerst ins Gesicht. Als sie in ihr Zimmer flüchtete, hastete Angel ihr nach. Dort entbrannte ein Kampf, in dem das Mädchen hoffnungslos unter-

legen war. Der massige Mann zog ihr kurzes T-Shirt aus, sodass sie oben ohne vor ihm stand. Er schlug auf ihren nackten Oberkörper ein, warf sie aufs Bett und legte sich auf sie. Er verdrehte ihr den Arm und fixierte sie auf dem Bett, sodass sie bewegungsunfähig war. Sie spürte deutlich seine Erektion in ihrem Rücken, brüllte vor Schmerz und war sich sicher, dass Angel ihr den Arm auskugeln würde. Sie schrie, was ihre Lungen hergaben, rief nach Tia Maria und trat ergebnislos um sich, bis Angel nach einigen Minuten von ihr abließ und aufstand.

Heftig atmend band er seine langen Haare zu einem Pferdeschwanz, lief zur Zimmertür und strich sich über seinen Schnauzer. »Jetzt weißt du, was dich erwartet, wenn du dich so aufführst. Dieses Mal war ich gnädig. Nächstes Mal endet es nicht so glimpflich für dich.« Er knallte die Tür zu und ließ das zitternde Kind zurück.

Tia Maria war während der ganzen Zeit im Elternschlafzimmer geblieben – für Carmen der größte Verrat ihres bisherigen Lebens.

Ihr Zuhause schien seit dem Vorfall dunkler geworden zu sein. Immerhin war es seitdem zu keinen weiteren Gewalteskapaden gekommen. Die beängstigenden Vorkommnisse nach der Thanksgiving-Feier wurden in der Familie totgeschwiegen, als wären sie nie geschehen. Carmen verachtete Tia Maria für die fehlende Loyalität ihr gegenüber.

Als sie in die Highschool kam, war sie kein Überflieger. Englisch, Biologie, Geschichte, das war alles nichts für sie. Viel zu viele Wörter.

Aber in Mathematik und Physik wollten alle bei ihr abschreiben. Die Zahlen wurden ihr immer mehr zum vertrauten Freund.

Sie konnte sie in ihre Einzelteile zerlegen, als lägen sie wie ein Bausatz vor ihr.

158 = Bordeaux-rot und klingt wie ein leiser Gong.

$$158 = (1+1+11)^{(1+1)} - 11$$

$$158 = 2 \times ((2/2+2)^{(2+2)} - 2)$$

$$158 = 33 + (3 - 3/3+3)^3$$

$$158 = 4 \times (44 - 4) - (4+4)/4$$

$$158 = 5 \times ((5+5)/5)^5 - (5+5)/5$$

$$158 = 6+6 \times 6 \times 6 - ((6+6)/6)^6$$

$$158 = 77/7 + 7 \times (7+7+7)$$

$$158 = 8+88 - (8+8)/8 + 8 \times 8$$

$$158 = 9 \times (9+9) + (9 - 9 \times 9)/(9+9)$$

Das war doch alles sonnenklar. Zumindest für sie. Sie liebte diese kontrollierbaren Puzzleteilchen der Logik, die in ihrem Geist neue Formen annahmen. Immer tiefer versank sie in den Mathematikbüchern der überraschend gut ausgestatteten Bibliothek der Schule. Algebra, Kombinatorik, Wahrscheinlichkeitsberechnung, Analysis, Topologie – alles saugte sie auf wie ein Schwamm. Vor allem die Arithmetik hatte es ihr angetan. Zahlentheorie und mathematische Spiele. Was für ein Spaß!

Die Schule setzte auf Disziplin und Sicherheit statt auf Förderung. Die Angst vor Gang-Gewalt und den so einfach zu besorgenden Waffen waren die Hauptsorgen.

Carmen besuchte stets mit adretter Schuluniform den Unterricht und Sicherheitsangestellte patrouillierten bewaffnet auf den Schulgängen im Neonlicht.

Wer das weiß bemalte Backsteingebäude betreten hatte, durfte es nur mit schriftlicher Bewilligung vor Schulende wieder verlassen. Wer zu spät zum Unterricht kam, konnte keinen Fuß mehr in das verschlossene Klassenzimmer setzen, sondern landete im »Tardy Room«, in dem alle Zuspätkommer gesammelt die Stunde in absoluter Ruhe absitzen mussten.

Zwischen den Lektionen hatten die Schüler gerade genug Zeit, um in den nächsten Schulraum zu kommen, und wer vor der großen Pause um zehn Uhr pinkeln musste, brauchte dafür einen »Hallway Pass«, ohne den man sich nach dem Ertönen der schrillen Schulglocke nicht mehr auf den Fluren zwischen den Klassenzimmern aufhalten durfte. Hatte man es trotzdem aufs Klo geschafft, wurde man vom Rauchswall heimlich gerauchter Zigaretten und Joints fast erschlagen. Um diesem Problem Herr zu werden, waren die Abortzellen so niedrig gebaut, dass man die Schüler dabei beobachten konnte, wie sie ihr Geschäft verrichteten. Doch das hielt sie nicht vom heimlichen Rauchen und Kiffen ab.

Auf sozialer Ebene war es bereichernd, in dieser multiethnischen Mischung hormongesteuerter Teenager aufzuwachsen. Auch Carmen fand neue Freundinnen. Sie sprachen, flachsten herum, lästerten und beglotzten die regelmäßig auftretenden Schlägereien an den Mittagstischen. Sie jubelten den Siegern zu und fühlten mit ihnen, wenn sie kurz darauf von den Sicherheitsange-

stellten abgeführt wurden. Carmen freute sich täglich auf die Mittagessen, deren Unterhaltungswert die magere Essensqualität bei Weitem überstieg.

Die Clique besuchte zusammen auch die Football- und Basketballspiele der Schule. Carmen war stolz, dass sie mit einem der Basketballspieler bereits seit der Middle School befreundet war. Denn Jeff besuchte die gleiche Highschool und hatte seinen Baby Hook Shot weiter verbessert, sodass er nun bereits als Freshman – also im ersten Schuljahr wie Carmen – im besten Schulteam mitspielte.

Sie trafen sich abends auf Parkplätzen, vor Malls oder wo immer es gerade eine möglichst sturmfreie Bude gab. Sie aßen die kleinen White Castle Burger, leckere Pommes und tranken Root Beer. Carmen fühlte sich zum ersten Mal als Teil von etwas Gutem. Und sie fühlte sich reich. Reich an der einzigen Währung, die in diesem unschuldigen Alter etwas zählte: Freundschaft.

Carmen begann ihren Stil zu entwickeln; ihre Art, wie sie gesehen werden wollte. Sie trug schwarze Hoodies und Baggy-Jeans, hörte Black Metal, wie es ihre besten Freundinnen taten, obwohl sich diese Musik kupfrig anfühlte.

Um halb zwei war der Unterricht an der Highschool beendet und die Schüler wandten sich den ganzen Nachmittag den Sportclubs, außerschulischen Aktivitäten und Nachmittagsjobs zu. Carmen hingegen hatte im zweiten Semester ihres Freshman-Jahres eine andere Liebe entdeckt, die ihre ganze Aufmerksamkeit einforderte. Einen Dell-Computer im Informatik-Zimmer

der Highschool. Es war, als wären sie füreinander bestimmt.

Denn, was die meisten nicht begriffen, Computer waren reine Mathematik – eingelötet und elektrifiziert in einen Apparat. Die Programme, die Software, pure Algebra. Wahrlich keine Hexerei für Carmen, das zu verstehen. Aber noch viel wichtiger, ein unerschöpfliches Experimentierfeld, um zu rechnen und um die Lösungen daraus zur Realität werden zu lassen.

Eine neue Welt tat sich vor ihr auf. Innerhalb eines halben Tages war sie bereits in der Lage, erste HTML-Konstrukte zu erstellen und eine einfache Internetseite zu programmieren. Und bald waren JQuery, MySQL und Python ihr bessere Freunde, als es jene in der realen Welt je gewesen waren.

Die Zahlen auf dem Bildschirm taten genau, was sie wollte.

So folgsam. So rein.

Der verantwortliche Lehrer Mr. Donovan unterstützte sie und schaffte es, Computerkurse als außerschulische Aktivität zu etablieren, sodass Carmen mit zwei anderen interessierten Schulkameraden jeden Nachmittag Codes schreiben und IT-Rätsel knacken konnte. Es war ein Traum. So oft wie möglich stürzte sie sich in den Computerraum und schrieb Codes, bis man sie häufig unsanft aus dem Schulhaus entfernte. Es war ihr egal, am nächsten Tag war sie so bald wie möglich wieder am Rechner.

Carmens Leben verlief in geordneten Bahnen. Aber die langen Sommerferien standen vor der Tür und Carmen wusste, sie würde den Zugriff auf den Schulcomputer ver-

lieren – und ein Ersatz war im Haus ihrer Tante nicht in Sicht. Sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, zwei Monate ohne programmieren auszukommen. Und so beschloss sie, Geld für einen eigenen Computer zu verdienen, damit ihr das in den nächsten Ferien nicht wieder passieren würde.

Sie verbrachte einige Monate jeden Abend im Drive-in und der Küche einer McDonald's-Filiale als studentische Arbeitskraft. Als sie das Geld für den Computer endlich zusammenhatte, kündigte sie. Nur die Brandwunden vom spritzenden Frittenfett auf ihren Unterarmen erinnerten sie noch lange an diese Zeit.

Der Computer im eigenen Zimmer veränderte alles. Sie vernachlässigte Freunde und Schule und lenkte ihren Fokus auf den verführerisch blinkenden Kameraden neben ihrem Bett, der sie von da an Tag und Nacht in Beschlag nahm.

In der Highschool hatte sie vor allem das Programmieren gelernt, nun tauchte sie tief in das Internet der späten 90er-Jahre ein. Es war ganz anders als das heutige Netz. Die reale und die digitale Welt waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht miteinander verschmolzen. Noch bestand das Internet nicht aus Firmen und Staaten, die für Kunden und Untertanen schicke Designs und einfache Nutzerführungen gestalteten. Noch war es nicht geprägt von AGB und Konventionen und es ging nicht darum, Geld zu verdienen. Carmen liebte diesen freien Ort der Regellosigkeit und des Experimentierens. Inhalte wurden von Menschen für Menschen gemacht.

Originalität, Kreativität und Individualität fanden eine neue Art von Ausdruck. Und Inhalte entstanden durch ein sich dynamisch verschiebendes Kollektiv. Für einen kurzen Augenblick der Geschichte herrschte grenzenlose und gelebte Anarchie an einem neu entdeckten Ort, einer noch unbekanntem Welt.

Carmen lernte neue Programmiersprachen, Technologien und digitale Themen in den dunkelsten Ecken des Webs kennen. Schon bald bestanden ihre Gedanken und selbst ihre Träume aus Codes und Nummern, die genau das machten, was sie wollte. Es war die pure Harmonie.

Diese wohlige Komfortzone wurde von den Ereignissen des 11. September 2001 gesprengt. Carmen blickte zusammen mit einer traumatisierten Nation auf die einstürzenden Twin Towers in New York. Danach war nichts mehr wie zuvor. Keine Schulstunde, keine TV-Show, kein Gespräch mehr ohne die Frage nach der fälligen Rache.

Der in den USA stark ausgeprägte Patriotismus und die Liebe zum Militär wuchsen sprunghaft an, wie ein Schwelbrand, der plötzlich mit Benzin befeuert wird.

Als wenige Wochen später die US-Armee-Rekrutierer an Carmens Highschool aufkreuzten, verpflichteten sich die Schüler im letzten Jahrgang noch einmal deutlich zahlreicher für den Militärdienst, als sie es in den zurückliegenden Jahren getan hatten.

Carmen verspürte beim Blick auf die lange Schlange vor dem Einschreibpult Melancholie. Natürlich hatte der Angriff auf ihr Heimatland auch sie schockiert. Doch als sie ihre vielen jungen Freunde sah, die sich bei einer

auf Krieg eingestellten Armee einschrieben, schmerzte ihr das Herz.

Genauso wie Carmens Umfeld veränderte sich auch das Internet. War dieses bis dahin ein Ort langsamer, hässlicher und plumper Freiheit gewesen, verwandelte es sich nun rasend schnell in ein Kriegsgebiet der Informationshoheit. Regulierungen und Kontrolle durch die Staaten nahmen zu. Carmen interessierte sich eigentlich nicht für Politik, aber zu dieser Zeit war das Netz voller ausgefallener Theorien, Wahrheiten, Lügen, Verschwörungen, Spekulationen und obskuren Weltansichten, deren Faszination man nicht entkommen konnte.

Eines Nachts entdeckte Carmen 4chan – und da war es endgültig um sie geschehen. Was für eine hemmungslose Website. Sexistisch, rassistisch, homophob, hasserfüllt, brutal und kindisch. Ein Quell chaotischer Schönheit. Hier führte eine eingeschworene, anonyme Community Gespräche über das Weltgeschehen, das Internet und über alles, was einem jugendlich-rebellischen Geist Freude bereitete.

Doch 4chan gab nicht nur jugendlichen Spinnern ein Zuhause, sondern auch hervorragenden Computer-Hackern wie Carmen, die es schätzten, sich in den anonymen Chat-Netzwerken mit ihren Kenntnissen zu brüsten und ihr Können für gemeinsame Spaß-Aktionen einzusetzen. Daraus ergaben sich mit der Zeit Massenstrieche, sogenannte Raids, an denen sich auch Carmen beteiligte.

Auf 4chan war man sich einig, dass Humor keine Grenzen kennen durfte. Wie denn? Er war doch gerade,

weil er die Konvention brach, lustig. Mittels Hacks verschafften sie sich Zugriff auf Nacktbilder von unvorsichtigen Prominenten und veröffentlichten diese in den 4chan-Foren. Carmen und ein paar andere besorgten sich sogar kritische Daten von Firmen oder Staaten und prahlten mit ihren Fähigkeiten. Natürlich immer getarnt durch digitale Verschlüsselungstechnologien – ein Feld, in dem Carmen schon bald zur Expertin wurde.

Die Community war gnadenlos und meistens auf der Suche nach Opfern, die es ihrer Meinung nach verdient hatten, angegriffen zu werden. Es ging gegen die Mächtigen, die Einflussreichen. Und so entstand auf dieser Plattform auch die Legende einer digitalen Widerstandsgruppe, die sich auf den berühmten britischen Rebellen Guy Fawkes mit der weißen Maske bezog: Anonymous.

Eine lose Ansammlung aufmüpfiger Nerds ohne Struktur und Macht, aber mit sehr viel Idealismus und Pathos.

Carmens Programmierkenntnisse ließen sie bald zu einer angesehenen digitalen Persönlichkeit mit Einfluss in dieser Gesellschaft werden. Sie schloss Online-Freundschaften mit sonderbaren Menschen, die sie in eine fantastische Welt entführten. Sie erhielt Zugriff auf geheime Netzwerke und abgeschlossene Websites, die nur durch den die Identität schützenden Thor-Browser und mittels komplizierter Login-Verfahren erreichbar waren.

Carmen half, ein überwältigendes Netzwerk mit aufzubauen, das Darknet, das direkte, unkontrollierte Verbindungen zwischen Menschen herstellte. Ohne

kontrollierende Instanzen dazwischen. Ein exklusiver Ort der Wissenden, an dem die größte Sorge der eigenen Anonymität galt und wo die Geheimnisse der anderen umso mehr lockten.

Whistleblower, Regimekritiker, Kriegstreiber, Hacker, Aktivsten, Idealisten, Journalisten, Bullen, Drogen- und Waffenhändler, jeder, der sein Leben und sein Tun geheim halten oder jemanden hochgehen lassen wollte, versammelte sich hinter diesen verhüllenden Schleiern.

Für Carmen war es eine Befreiung. Sie sah das Darknet, 4chan und Anonymous als Foren der unbegrenzten Möglichkeiten mit einem Hauch von Revolution – ein Blick in eine künftige, vielleicht eine bessere Welt.

Als Carmen nach ihren zweiten Highschool-Sommerferien in die Schule zurückkehrte, erwartete sie eine schöne Überraschung. Jeff saß mit ihr im Computerkurs, der nach der Schule stattfand. Der Grund dafür war weniger schön, denn Jeff hatte sich während eines Streetball-Matches einen Kreuzbandriss zugezogen, der ihn für rund ein Jahr außer Gefecht setzen würde.

An Jeff war offensichtlich kein großes Coding-Talent verloren gegangen, doch seitdem er dabei war, waren die gemeinsamen Stunden um einiges lustiger.

Ihre Freundschaft war in den letzten Monaten abgekühlt, nachdem sich Carmen nur noch vor dem Bildschirm aufgehalten hatte. Ironischerweise vertiefte sie sich nun wieder, als sie gemeinsam vor den Computern saßen. Diese neu entdeckte menschliche Wärme legte

sich wie ein Mantel über Carmens Leben. Schon bald vertraute sie Jeff mehr als jedem anderen, und die beiden trafen sich auch wieder häufiger außerhalb der Schule.

An einem kalten Herbstsonntag lud Jeff sie auf die Farm seines Großvaters ein, wo sie schon vorher einige Male gewesen waren. Sie fuhren mit seinem klapprigen Pick-up durch das angrenzende Gebiet Fort Knox, auf dessen Gelände die legendären Goldreserven der USA gelagert sind. Zweimal wurden sie dabei von eifrigen Polizisten gefilzt. Bereits beim ersten Mal mussten sie die sechs mitgebrachten Biere abgeben (sie waren ja noch nicht einundzwanzig). Der Polizist beließ es glücklicherweise bei einer Ermahnung und sah von weiteren Konsequenzen ab, da die Bierdosen noch ungeöffnet neben dem Ersatzreifen gelegen hatten.

Als sie in der Hütte angekommen waren, gingen sie raus in den angrenzenden Wald und schossen mit einem Gewehr, das Jeffs Großvater unter einer Bodendiele versteckt hatte, auf volle Tomatensoßenbüchsen. Wie die explodierten. So viel Spaß.

Als Jeff abends ein Feuer entfachte, fanden sie in einem Schrank mehrere Packungen Zigaretten und einen alten Bourbon. Sie rauchten und mischten den Whisky mit mitgebrachter Cola. Zum Abendessen gab es Maiskolben und Tortilla-Chips. Es war perfekt ...

Bis Carmen plötzlich Jeffs Arm um ihre Schulter spürte. »He, was wird denn das?«

»Machen das Freunde nicht so?«

»Nein, so was machen Pärchen«, antwortete sie bissig.
»Du willst mich doch hier nicht abfüllen und verführen,

oder, Jeff?« Sie hob die Augenbrauen. Jeff blickte sie ausdruckslos an.

»Jeff, hör auf! Ich bin keine Trophäe, wie die Scheiß-Hirsche an der Wand!«

Jeff schwieg weiter und schaute sie an.

»Ich mag dich!«, stotterte Carmen, um die schreckliche Stille zu durchbrechen. »Aber doch nicht so, nicht auf diese Weise.« Sie zitterte plötzlich. Tränen standen ihr in den Augen und sie fürchtete, die Beziehung zu ihrem engen Freund zu gefährden.

»Carmen, wovon redest du?«, beschwichtigte Jeff sie und hielt sie beruhigend an den Schultern. »Ist dir noch nicht aufgefallen, dass ich auf dicke Titten stehe?« Er zwinkerte abwechselnd mit beiden Augen, um die Situation zu entschärfen. »Ich will nichts von dir! Wir sind doch nur Freunde – beste Freunde!« Ein versuchtes Lächeln huschte über sein Gesicht. »Beste Freunde?«, fragte sie unter einem leisen Schluchzen, während sie spürte, dass der ungewohnte Bourbon sie doch mehr beeinflusste, als sie dachte.

»Natürlich sind wir das. Mädchen, chill mal 'ne Runde.«

»Tut mir leid, Jeff.«

Tatsächlich begann Jeff schon bald darauf, mit einem anderen Mädchen auszugehen. Es wurde nichts Langfristiges, aber Carmen sah es als Beweis, dass er es nicht auf sie abgesehen hatte. Und darüber war sie sehr erleichtert. Aber das Gespenst fataler, jugendlicher Verliebtheitsverstrickungen sollte sie schon bald heimsuchen – an einem unerwarteten Ort.

Sonntäglicher Kirchenbesuch war in der Familie Chavez Pflicht. Carmen hatte zwar überhaupt keine Lust auf die vor infantilem Bibelglauben, Islamfeindlichkeit und Patriotismus strotzenden Messen, wusste aber, dass sie sich den Streit mit ihrer äußerst gläubigen Tante nicht leisten konnte.

Carmen hatte sogar Verständnis für die wichtige Rolle, die Tia Maria der Kirchgemeinde in ihrem Leben einräumte. Insbesondere bei Armut und Problemen in den Familien mit Gewalt, Drogen oder Alkohol waren die religiösen Institutionen oft die einzigen Anlaufstellen, während sich der Staat vornehm heraushielt.

Die Kirche war ein hochgezogener, großflächiger Bau mit weißem Putz, in dem jedes Wort ungeheuer lange widerhallte. Mit dem einfachen, sonntäglichen Messebesuch war es nicht getan. Schüler besuchten zusätzlich vor der Messe die mehrstündige Sonntagsschule, in der ihnen der Glaube, die rechte Lehre und das Fundament des christlichen Lebens nähergebracht wurden. Dort hatte Carmen eine gute Freundin gefunden, die das Gedöns des Priesters ebenso blödsinnig fand. Deborah, ein gewieftes Mädchen mit einem kurvenreichen Körperbau und den weißesten Zähnen, die die Welt je gesehen hatte.

»Und wenn ein Mann bei einem Mann liegt, wie man bei einer Frau liegt, so haben beide einen Gräuel verübt; sie sollen gewiss getötet werden, ihr Blut ist auf ihnen«, las Priester Lampard, der die Sonntagsschule leitete, gerade aus der Bibel vor, während die Schüler im Halbkreis auf hölzernen Stühlen vor ihm saßen.

Wie so oft thematisierten sie, was alles zu ewiger Verdammnis führte – heute die Homosexualität.

»So ein Rotz«, flüsterte Deborah Carmen zu, worauf diese ein lautes Kichern nicht unterdrücken konnte.

»Was ist denn so lustig?«, wollte Lampard mit ernsthaftem Ausdruck wissen.

»Ach, nichts. Erzählen Sie nur weiter«. Carmen rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. Sie war nicht auf Streit mit den verbohrten Kirchenleuten aus.

Deborah war nicht so einfach zu besänftigen. »Sagen Sie mal, Herr Pfarrer: Was ist denn okay? Wenn ich so etwas mache?« Sie legte ihre Hand auf Carmens Oberschenkel.

Das Gesicht des Priesters errötete. »Und wie sieht es damit aus?« Sie legte ihren Arm um Carmens Nacken und blies ihr leicht ins Ohr, woraufhin diese ein Kichern nicht unterdrücken konnte.

»Hört sofort auf mit dem Blödsinn! Sonst werden eure Eltern davon erfahren!«, knurrte der Pfarrer.

»Ach, Mr. Lampard. Ich weiß gar nicht, was sie gegen all die Schwulitäten haben.«

»Es ist eine Sünde vor Gott. Natürlich habe ich etwas dagegen.«

»Jetzt kommen Sie. Wir alle wissen doch, warum Ministranten einen Mittelscheitel haben.«

Der Pfarrer blickte sie verständnislos an.

»Na, darum ...« Deborah ahmte einen Mann nach, der gerade oral befriedigt wurde und mit beiden Händen gleichmäßig über den Kopf zwischen seinen Schenkeln strich. »Oh ja, Kleiner. Das gefällt mir.«

Carmen prustete vor Lachen laut los und auch die anderen Sonntagsschüler konnten sich nur schwer zurückhalten. So eine Frechheit hatte bisher noch niemand beim alten Lampard gewagt.

»Sofort raus mit dir! Das wird Konsequenzen haben!« Er stand auf, riss Deborah unsanft am Arm vom Stuhl und beförderte sie mit einem Stoß aus dem Zimmer.

»Und du ...«, er zeigte auf Carmen. »Du kannst gleich mit verschwinden!«

»Was?«, fragte sie ungläubig. »Ich habe doch gar nichts getan!«

Doch das rot angelaufene Gesicht des Pfarrers verriet ihr, dass diskutieren sinnlos war. »Ok, dann geh ich mal schauen, was ich noch so von der lieben Deborah lernen kann«, sagte sie und stapfte mit strammem Schritt zu ihrer Freundin auf den Flur.

»Oh Mann. Das wird Ärger geben«, meinte diese und verzog die Mundwinkel.

»Das kannst du aber laut sagen. Was machen wir denn jetzt?«

»Lass uns ein wenig in die Turnhalle gehen.«

Das klang gut. Die Kirche hatte neben der stets gut besuchten Cafeteria auch eine kleine Turnhalle, wo nach den Messen Basketball gespielt wurde. Dort war jetzt niemand zu erwarten, denn der Gottesdienst startete erst in rund einer Stunde und die anderen Kids waren in der Sonntagsschule, aus der sie gerade rausgeflogen waren. In der Sporthalle konnten sie sich die Zeit vertreiben, ein paar Körbe werfen und darauf warten, dass ihre Eltern auftauchten.

Die Standpauke würde wohl erst nach der Messe geschehen, denn zwischen Sonntagsschule und Gottesdienst lagen nur wenige Minuten – zu wenig Zeit für Priester Lampard, um sie zu verpetzen. Dann musste sich Carmen allerdings auf ein echtes Donnerwetter gefasst machen, denn wenn es um die Kirche ging, verstand Tia Maria keinen Spaß. Carmen fröstelte es – vor allem auch beim Gedanken an Angels mögliche Reaktion.

Sie machten sich auf den Weg. Plötzlich öffnete sich hinter ihnen die Tür, durch die sie soeben nach draußen befördert worden waren, und schlug laut gegen die Wand. »Wartet sofort, ihr beiden!«, rief der Priester, dessen Wut in der Zwischenzeit noch einmal angewachsen war. Offensichtlich war er zur Erkenntnis gelangt, dass die beiden Gören mit ihrem Rauswurf deutlich zu gut aus der Sache rausgekommen waren.

»Renn!«, rief Deborah mit einem schiefen Lachen und lief, so schnell sie konnte, vor dem Gottesmann davon. Carmen wusste nicht genau, wieso sie vor dem knorrigem, alten Pfaffen flohen – was sollte der ihnen schon tun? –, doch auch sie nahm die Beine in die Hand und rannte ihrer Freundin nach.

Sie eilten über die nach Weihrauch duftenden Flure mit den bordeauxroten Teppichen, vorbei an den mit Ornamenten verzierten Fenstern. Immer wieder schlugen sie in dem weitläufigen Kirchenareal andere Wege ein, liefen durch den verlassenen Chorraum und am Tabernakel vorbei. Anfangs hörten sie hinter sich noch den schwer atmenden und zornig rufenden Priester, der die fixe Idee verfolgte, die Mädchen einzufangen.

»Bleibt sofort stehen! Ich befehle es euch!«

Doch schon bald hatten sie ihn abgehängt. Er war zu langsam und die schweren Teppiche hatten ihre Schritte verschluckt, sodass es schwierig war, ihnen zu folgen.

»Schnell, hier rein«, flüsterte Deborah, als sie vor der Turnhalle standen. Sie öffnete leise die Stahlrahmentür zur kleinen Sportstätte, die nach altem Schweiß roch.

Als sie drinnen waren, meinte Carmen: »Das war keine gute Idee. Hier erwischt er uns sicherlich. Es gibt keinen anderen Weg raus als durch die Haupttür.«

»Wir verstecken uns einfach da.« Deborah zeigte auf eine kleine Einbuchtung in der Wand, in der einige wenige Turngeräte eingelagert waren.

Sie schlüpfen in die kleine Nische und krochen auf die weichen, dünnen Turnmatten. Dann schlossen sie das hochfahrbare Rolltor, wodurch sie sich in schummriger Dunkelheit befanden, nur vom Licht eines schmalen Fensters im oberen Bereich des Raumes beleuchtet.

Die beiden Mädchen schauten sich an und lachten leise, um keine ungewünschte Aufmerksamkeit zu erregen.

»Was für eine Flucht. Mein Herz schlägt wie wild«, sagte Carmen.

»Aber echt. Dieser Lampard ist aber auch so was von idiotisch.«

»Ja, aber das war auch ganz schön heftig«, sagte Carmen.

»Ich konnte mich einfach nicht mehr zurückhalten«, entgegnete Deborah. »Bla bla ... Gräueltat verübt; sie sollen getötet werden«, öffnete sie den Pfarrer nach.

»Diese Christen sind echt noch schlimmer als die Hinterwäldler in der Schule.«

»Ja, echt. Mir doch egal, wen andere lieben und mit wem sie ficken. Und dann lassen die sich ihren Quark auch noch von jahrtausendalten Büchern bestätigen.«

Beide saßen sich nun im Schneidersitz gegenüber. Carmen spürte eine große Vertrautheit und bewunderte ihre Freundin für ihren Mut aufzubegehren. Und noch etwas fühlte sie. Eine neue Form der Verbindung und ein Verlangen, das sie zuvor so noch nicht gekannt hatte.

»Das klingt jetzt vielleicht ganz komisch, aber es gibt noch einen anderen Grund, wieso ich ... Es hat mich auch persönlich beleidigt, weil ...«, begann Deborah stotternd zu sprechen, nachdem sie sich für einen Moment schweigend gegenübergesessen waren. Doch sie sprach nicht weiter. Sie setzte sich einfach noch ein wenig näher zu Carmen, schaute sie innig an und nahm ihre Hand.

»Meinst du etwa ... Bist du ...« Carmens Herz hatte bei den ungeordneten Gedanken, die gerade durch ihren Kopf flitzten, Feuer gefangen. »... weil ...«

Dann küssten sie sich. Deborahs große, weiche Lippen fühlten sich unsagbar gut an, ihr Mund schmeckte nach süßem Karamell. Das Wissen darüber, etwas Verbotenes an einem unerlaubten Ort zu tun, steigerte ihre Lust. Aus einem unschuldigen Kuss wurde mehr. Deborah drückte Carmen liebevoll nach hinten, sodass sie mit dem Rücken auf der blauen Matte lag.

»Warte! Was ist, wenn ...«, protestierte Carmen zaghaft.

Doch Deborah legte sich auf sie und küsste sie. Carmens Blick verschwamm, sie spürte ihr Herz klopfen und auch Deborahs. Und sie hörte ein lautes Wummern ... Moment, ein lautes Wummern?

Als die Tür mit einem kräftigen Ruck nach oben gezogen wurde, wurde es in dem kleinen Raum hell. Die Mädchen schrien und ließen voneinander ab, als Pfarrer Lampard seinen knorrigen Kopf in die Nische steckte.

»Um Gottes willen!«, rief er. »Kommt da sofort raus, ihr sündigen Geschöpfe!«

Der Priester tat ihnen nicht den Gefallen, sich zurückzuziehen, sondern schlug Kreuze zu Gott und betete, dass dieser den jungen Frauen ihre Sünden vergeben möge.

»Du kannst noch hierbleiben bis zu deiner Abschlussfeier – am nächsten Tag fliegst du raus!«

Carmen hatte Tia Maria noch nie so wütend und enttäuscht erlebt. Die Geschehnisse in der Kirche stellten den endgültigen Bruch in ihrer Beziehung dar. Carmen war sich nicht sicher, ob sie oder ihre Tante sich mehr für die Ereignisse schämte. Pfarrer Lampard tischte seine Entdeckung jedenfalls brühwarm und ausgeschmückt der ganzen Kirchengemeinde auf und führte sie als Beweis dafür ins Feld, dass der Teufel auch die vermeintlich unschuldigen Seelen junger Mädchen verführte.

Carmen fürchtete sich vor Angel, doch der schien seit den Geschehnissen in der Kirche von ihr angeekelt, mied sie und hatte offensichtlich beschlossen, sie bis zu ihrem Auszug schlicht zu ignorieren.

Carmen verbrachte die Zeit zuhause beinahe ausschließlich vor dem Computer, programmierte und unterhielt sich auf 4chan. Tia Maria nannte ihre Stieftochter inzwischen nur noch »Zombie« oder »Kellerassel« und beschwerte sich darüber, dass sie in ihrem kargen Haushalt nur schmarotze. Für Carmen war die ganze Affäre um sie und Deborah nicht nur genierlich, sondern auch äußerst schmerzvoll. Denn Deborahs Eltern waren seit dem Tag in der Kirchgemeinde nicht mehr gesehen worden. Carmen versuchte mehrmals, ihre Freundin per SMS zu erreichen. Sie hörte nie mehr etwas von ihr. In der Schule hatte sich die Geschichte natürlich auch verbreitet. Zum Glück war da jemand, der bedingungslos hinter ihr stand und mit dem sie reden konnte – wenn auch nicht ohne ironische Bemerkungen.

»Ach, lesbisch? Ich habe mich schon gewundert, warum du die Einzige bist, die nicht auf mich steht«, sagte Jeff, als sie ihm die Geschichte in der Cafeteria der Schule detailliert erzählte.

»Bitte, Jeff. Lass mich mit den blöden Sprüchen in Ruhe. Ich habe ganz andere Probleme. Meine Tante wirft mich in wenigen Wochen raus und ich habe keine Ahnung, was ich dann tun soll.«

»Du hast keine Ahnung, was du tun sollst? Du kannst programmieren wie eine Göttin. Was glaubst du, wie sich die Firmen da draußen die Finger nach einer wie dir lecken, die Websites und Sicherheitssysteme und all das Zeug programmieren kann?«

»Mhm.« Sie antwortete mit einem schiefen Lächeln und einem Schulterzucken. Jeff hatte nicht unrecht, doch die

Aussicht auf eine Stelle als kleines Licht in einer IT-Firma fand sie nicht gerade prickelnd. »Ohne College-Abschluss bringt mir das Wissen nichts. Ich finde keinen guten Job, nur weil ich ein paar Highschool-Kurse besucht habe und weiß, wie man eine Schleife programmiert. Und fürs College fehlt mir das Geld.«

»Ja, das Problem kenne ich«, sagte Jeff und steckte sich mehrere pampige Pommes in den Mund. »Ich hatte ja auch auf ein Stipendium fürs Basketballspielen gehofft, aber das war leider nichts. Zu klein, zu oft verletzt.«

»Ja, du bist benachteiligt«, sagte Carmen mit einem neckischen Blick.

»Jedenfalls bin ich mir sicher, dass du es auch ohne College-Abschluss weit bringst, Carmen. Aber für meine Ausbildung ist kein müder Cent da. Trotzdem meint meine Mutter, dass ich ausziehen muss.«

Es folgte eine kurze Pause, dann fuhr er fort: »Wären wir doch keine so armen Schlucker. Dann könnten wir zusammenziehen und uns die Kosten teilen ... Vielleicht melde ich mich doch beim Militär. Wenigstens nehmen die jeden.« Carmen stockte der Atem. Sie wollte auf keinen Fall, dass Jeff an den Kriegen im Irak oder Afghanistan teilnahm. Denn von diesen Fronten kehrten regelmäßig traumatisierte Soldaten in ihre Gemeinde zurück. Keiner von ihnen war wiederzuerkennen. Der Gedanke hingegen, mit ihrem besten Freund zusammenzuwohnen, gefiel ihr. Aber wie sollten sie das anstellen?

»Wegen der Kohle lassen wir uns davon nicht abbringen«, sagte sie und begann zu überlegen.

Zwei Tage später hatte sie die Lösung.

In den letzten Monaten hatte sich ein großer Online-Poker-Hype international verbreitet. Carmen nahm diese neu entstandene Gemeinschaft von Glücksrittern genauer unter die Lupe – mit Online-Communitys kannte sie sich aus. »Das sind alles Weihnachtsgänse, die sich willig ausnehmen lassen«, flüsterte sie voller Erstaunen vor sich hin, als sie mehrere Nächte damit zugebracht hatte, die Online-Spieltische und das Verhalten der Spieler genauer zu beobachten. Die Mathematik dahinter war nicht besonders schwierig – einfache Wahrscheinlichkeitsrechnung. Schon nach wenigen Tagen begann sie, die Spieler auf ihrem Screen in Farbe zu sehen.

Rot: Sie gewinnt ziemlich sicher.

Violett: Sie gewinnt vielleicht.

Blau: Sie verliert.

Sie konnte mit Farbcodes, die in ihrem Kopf existierten, Poker spielen und mit großer Sicherheit gewinnen. Nachdem sie sich einen halben Tag mit den Pokerregeln und den Gewinnwahrscheinlichkeiten der einzelnen Blätter auseinandergesetzt hatte, verlor sie nur noch jede zehnte Hand.

Zusätzlich nutzte sie ihre IT-Kenntnisse und griff auf Malware und Viren zu, die sich die Pokerspieler auf Pornoseiten eingehandelt hatten. So konnte sie auf zahlreiche Webcams, Mikrofone und Bildschirme ihrer Gegenspieler zugreifen. Es war fast zu leicht. In nur drei Monaten und pünktlich zu ihrer Abschlussfeier hatte sie

mehrere Zehntausend Dollar gewonnen – genug, um ein gemeinsames Zuhause für sie und Jeff zu mieten und bei Tia Maria auszuziehen.

Das gemeinsame Häuschen war ein Traum. Zentral und bescheiden, doch für ihre Bedürfnisse mehr als ausreichend. Es hatte eine weiße Veranda, war von einem Maschendrahtzaun umgeben und in dem kleinen Garten hatten sie einen runden, mobilen Occasion-Pool aufgestellt – eine Unerlässlichkeit in den heißen Sommermonaten Kentuckys. Die Innenräume legten sie mit weißem, langhaarigem Teppich aus. Im Erdgeschoss hatten sie jeweils ein Schlafzimmer und eine kleine Küche, in der sie oft zusammensaßen. Im geräumigen Keller standen eine Waschmaschine und ein kleines Entertainmentsystem mit TV und Musikanlage.

Als Carmen ihre wenigen Habseligkeiten in braunen Kartons in das Haus schleppte, lachte Jeff sie an: »Wer hätte gedacht, dass das wirklich klappt? Schade, dass wir uns kaum sehen werden, schließlich musst du ja immer am PC sitzen und Kohle verdienen.« Er lachte. »Aber keine Sorge, ich mache dafür den Abwasch.«

Doch der witzig gemeinte Kommentar grub sich in Carmens Seele. Jeff hatte recht. Sollte sie ein Leben lang Poker spielen? Klar, das war lukrativ, aber kostete auch viel Zeit. Na ja, vielleicht nur bis zu einem gewissen Betrag. Wie viel Geld brauchte man eigentlich zum Leben?

Carmens Tage verliefen von nun an surreal. Sie erwachte meist gegen halb zehn und ging als Erstes ins Bad. Dann holte sie sich einen starken Tee und begann

Poker zu spielen. Über einen Tag gesehen war sie nie im Minus, und so wuchs ihr Vermögen auf eine ansehnliche Summe an. Aber es war zweckgebunden. Sie leistete sich damit keine schönen Abende oder freie Wochenenden, sondern musste genug Cash auf ihrem Spielerkonto haben, um im richtigen Moment den »Fisch am Tisch« abzuziehen – also diejenige Person, die offensichtlich nur hier war, um ihr Geld an die Profis zu verlieren.

Spaß machte das keinen. Sollte sie den Rest ihres Lebens darauf verwenden, Highschool-Kids und gelangweilte Singles in Unterhosen beim Pokern abzuziehen? Sie spielte bereits mit dem Gedanken, den Stack einzulösen und sich für eine gewisse Zeit anderen Dingen zuzuwenden. Diese Entscheidung wurde ihr abgenommen, denn die amerikanische Regierung hatte Wind davon bekommen, dass man auf Online-Pokerbörsen wunderbar Geld waschen konnte. Und so saß Carmen eines Abends an ihrem Computer, loggte sich ein, aber statt der vertrauten Nutzeroberfläche mit dem grünen Tisch in der Mitte las sie nur eine Mitteilung in roter Schrift auf schwarzem Grund:

Diese Website wurde aufgrund eines Beschlusses eines US-Bezirksgerichts beschlagnahmt. Eine Jury hat mehrere Personen und Organisationen angeklagt, die angeblich am Betrieb dieser Websites beteiligt waren, und sie wegen der folgenden Bundesverbrechen angeklagt.

Es folgte eine lange Auflistung von Schwarzgeld- und Geldwäschegesetzen.

Ihr Konto war gesperrt.

Der Stack gelöscht.

Das Geld weg.

»Das können die nicht machen, verdammt! Wir müssen uns einen Anwalt holen!« Jeff war völlig aufgelöst.

»Ich kann nicht das FBI verklagen, Jeff«, antwortete Carmen mit müdem Blick.

»Du hast das Geld ehrlich verdient.« Jeff schlug mit der Faust auf die Tischplatte, an der sie in ihrer Küche saßen. »Ich habe recherchiert und wir haben nicht den Hauch einer Chance. Das Geld ist weg. Der ganze Stack mit über dreihunderttausend Dollar.«

»Oh mein Gott!« Jeff schlug die Hände vors Gesicht. Er hatte nie wirklich gewusst, mit welchen Beträgen Carmen spielte – nur dass es problemlos für die gemeinsame Miete gereicht hatte.

Jeff war schon länger auf der Suche nach einer geregelten Arbeit, aber die Aussichten waren nicht rosig, seit die Auswirkungen des Börsencrashes im Herbst 2008 über den Mittleren Osten der USA hereingebrochen waren. Schon vorher waren Industriebetriebe massenhaft aus den Vereinigten Staaten in Billiglohnländer, vor allem nach China, abgewandert. Während dieser Verlust an den reichen, progressiven US-Küsten spurlos vorbeiging, traf er die »Flyover States« wie Kentucky mit ganzer Wucht. Die Folgen vernachlässigter Investitionen in Bildung und Infrastruktur entfalteten jetzt ihre volle Wirkung. Unter-

stützung von staatlicher Seite für die sozial Schwachen war nicht zu erwarten. Öffentliche Gelder wurden nun in bisher unbekanntenen Dimensionen dafür verwendet, Banken und andere, systemrelevante Institutionen zu stützen oder vor dem Untergang zu retten. Und natürlich weiterhin, um Kriege zu finanzieren.

»Was sollen wir jetzt tun? Wie lange reichen unsere Ersparnisse?«, fragte Jeff.

»Ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr.«

Er stand auf und begann im Kreis zu laufen. »Die da oben. Die besitzen alles Geld. Sie lassen uns vielleicht mal damit spielen, aber sie können es uns einfach jederzeit wegnehmen. Sie ändern die Regeln, wie es ihnen gefällt. Könnten wir doch unser eigenes Geld machen.« Eine Pause entstand.

»Was sagst du da?«, fragte Carmen und kniff die Augenbrauen zusammen.

»Dass sie es uns einfach wegnehmen können. Wir können das Geld vielleicht mal nutzen, aber gehören tut es immer der Regierung. Den Mächtigen.«

»Jeff ... du hast recht ... Ich glaube ... Wir müssten ... Wenn ...« Die Worte fehlten ihr, während Puzzleteile ineinandergriffen. Sie stand auf und ging ohne weiteren Kommentar in ihr Zimmer. Dort angekommen öffnete sie ein Chatfenster und gesellte sich zu ihren digitalen Kumpels in einem Entwickler-Forum. Echte Nerds.

Einloggen. Ah, Hal Finney. Guter Nutzer. Der kannte sich aus.

»habe idee ... brauche challenge beim ersten entwurf«

- »Um was geht's?«
»neues geld-system. kryptografie.«
»Neues Geldsystem? Etwas größenwahnsinnig heute? Was du brauchst, ist ein Verschlüsselungssystem.«
»genau. digitale signaturen und ein dezentralisierter ledger. Keine unabhängige drittinanz. anonyme transaktionen. schürfen mit minern.«
»Wow! Dürfte schwierig werden. Bin dabei.«

Sie stellte über Nacht ihr erstes Team zusammen, das eine Revolution vorantreiben sollte. Sechzehn Stunden ohne Unterbrechung saß sie an ihrem Computer, diskutierte, tüftelte und schrieb. Als sie fertig war, kam sie zurück an den Esstisch, wo Jeff gerade eine Apfelsine aß. Carmen las vor:

Eine reine Peer-to-Peer-Version von elektronischem Bargeld würde es ermöglichen, Online-Zahlungen direkt von einer Partei an eine andere zu senden, ohne eine Finanzinstitution dazwischen. Digitale Signaturen sind ein Teil der Lösung, aber der wichtigste Aspekt von solchen Online-Zahlungen ist, dass kein vertrauenswürdiger Dritter erforderlich ist, der finanziert werden muss. Das Netzwerk stempelt Transaktionen als fortlaufende Kette von Hash-basierten Arbeitsnachweisen. Diese bilden einen Datensatz, der nicht ohne Wiederholung geändert werden kann.

»Na, was meinst du dazu, Jeff? Das wird das White Paper«, sagte sie mit leuchtenden Augen.

»Ich habe kein Wort davon verstanden«, gestand er, während ihm etwas Apfelsinensaft über das Kinn rann.

»Siehst du es nicht, Jeff? Ein neues Geldsystem, nicht zentralisiert, sondern dezentral, auf tausenden Computern gesichert. Verstehst du nicht, was das bedeutet?«

»Äh, nein?« Sie setzte sich vor ihn hin, die Stuhllehne vor der Brust. »Kannst du dich noch an die Geschichte mit dieser Jill erinnern? Als wir uns kennenlernten?«

»Natürlich.«

»Ich habe damals von dir gelernt, dass man Verbündete braucht, wenn man gegen ein unfaires Umfeld kämpfen muss. Und das werde ich nun auch mit meiner eigenen Währung machen. Ich erfinde eine Währung, die auf der Zustimmung der Mehrheit, der Teilnehmer an der Datenbank, basiert. Spieltheorie. Mathematik.«

»Mhm?« Er hob eine Augenbraue.

»Die Leute, die das Netzwerk beschützen, werden immer mehr Computerpower in das System stecken als einzelne Angreifer. Es ist im Interesse jedes Teilnehmers. Je mehr Leute daran glauben und es unterstützen, desto sicherer wird es – und damit umso wertvoller.«

»Bitte Carmen, brich das jetzt mal für mich Normalo herunter. Stell dir vor, ich bin ein kleines Kind.« Er grinste schief.

»Jeff, du hast es doch selbst gesagt. Wir hatten nie eine Chance! Schau uns an. Haben wir jemals die Regeln gebrochen? Ich habe das Spiel gespielt und gewonnen. Aber dann kamen mächtige Leute und haben uns ein-

fach alles weggenommen – weil es ihnen immer schon gehört hat.«

»Ja, genau. Darum funktioniert deren Geld, Carmen. Weil sie die Mächtigen sind. Wir sind pleite und haben nichts zu sagen. Warum sollte jemand unsere Währung wollen.«

»Weil es die Währung von allen sein wird, Jeff. Die Mächtigen sind verletzlich, weil sie einsam an der Spitze sind.« Sie stand auf und blickte aus dem Fenster. Es hatte zu regnen begonnen. »Natürlich wird ihr Geld scheitern. Immer wieder. Aber es ist egal. Sie besitzen die Häuser, die Unternehmen, die Aktien. Sie haben das Sagen in der Politik. Wenn sie abstürzen, zahlen wir die Zeche.«

Die Scheiben des Fensters blitzten auf und nur einen Augenblick später ertönte lautes Donnern. Verdammt naher Einschlag. »Aber nicht nächstes Mal, Jeff. Nächstes Mal werden wir eine Wahl haben. Eine eigene Währung. Gespeichert auf Millionen Computern auf der ganzen Welt. Das vertrauenswürdigste System aller Zeiten, in dem sich die Menschen direkt miteinander verbinden, ohne mächtigen Mittelsmann. Ich werde den Genesis-Block schaffen, und sobald die erste Version der Datenbank veröffentlicht wird, schöpft das System in einem festen Zeitrahmen Bitcoins. Ich lasse sie immer knapper werden und schwerer zu schürfen. Das ist der Kern des Ganzen. Es wird einundzwanzig Millionen Bitcoins geben und nicht einen mehr.«

»Können wir das Thema wechseln, Carmen?«, fragte Jeff leicht genervt. »Ich bin da echt nicht so tief drin.«

»Dass man euch auch immer alles in Worten erklären muss.«

Carmen versuchte Jeff noch wochenlang zu überzeugen. Doch er blieb taub für ihre Worte. Und so entstand zwischen ihnen über die Monate eine Distanz des Nicht-Verstehens, das sich in ein Desinteresse zueinander wandelte. Die Rollen zwischen ihnen waren nun vertauscht. Jeff war es, der mit seinem unregelmäßigen Gehalt ihr Auskommen sicherte – und das fraß ein Loch in seine Seele. So steigerten sich die Spannungen bis zu dem Abend, als Jeff zusammen mit Tina seine jahrelange Freundin aus ihrem gemeinsamen Apartment warf. Carmen entschied sich noch am selben Abend für eine schnelle Flucht.

Sie hat wahrlich Besseres zu tun, als sich mit den beiden Holzköpfen um ein paar Kröten zu streiten. Hilfe findet sie bei ihrer Cousine Raven, die ihr Obdach und ein kleines Zimmer für zweihundert Dollar pro Monat anbietet. Carmen programmiert weiter an der Entwicklung des Bitcoins. Anfangs ist sie die treibende Kraft, doch die Vision verfängt, die Community wächst, und inzwischen arbeiten so viele brillante Köpfe an dem Projekt, dass Carmen Teil eines virtuellen Teams ist. Täglich entwickeln sie die Blockchain, wie die Technologie hinter dem Bitcoin jetzt heißt, weiter, und die Entwickler testen sie gegen ihre besten Hacker-Angriffe. Je länger sie daran arbeiten, desto sicherer ist Carmen, dass ihr Plan aufgehen wird.

Aber vorher geht ihr das Geld aus – paradoxerweise genau in dem Moment, als sie täglich Unmengen an Bitcoins verdient, nur weil sie ihren Laptop und einen kleinen, gebrauchten Server laufen lässt. Die Leistung

der beiden Rechner wird am nächsten Tag durch neu geschöpfte Bitcoins belohnt. Mit den letzten fünfzig Dollar in der Tasche gesteht sie ihrer Cousine, dass sie für die nächste Miete nicht mehr würde aufkommen können. »Kann ich dich nicht in unserer Währung bezahlen? Ich bin mir sicher, dass die in Zukunft viel mehr wert sein wird. Ich gebe dir pro Monat fünfzig Bitcoins. Wäre das möglich?« Doch Raven will echtes Geld sehen und kein erfundenes. Inzwischen hat Carmen über siebenhunderttausend Bitcoin mit ihren Computern geschöpft und es gibt nun erste Möglichkeiten, diese in Dollars einzutauschen, jedoch erhält sie pro Bitcoin gerade mal zehn Cent: siebzigtausend Dollar ... Sie braucht das Geld eigentlich, doch der Preis ist absurd. Sie ist sich sicher, dass der Wert deutlich steigen wird, und ist nicht bereit, ihre Bitcoins zu diesem Spottpreis einzutauschen.

Sie landet auf der Straße. Glücklicherweise kommt sie in einem Abstellraum einer Kirche unter. Sie ist wütend auf ein System, das das Wunder der Zahlen missbraucht, und auf die Leute, die einfach nicht sehen wollen, dass es jetzt eine Alternative gibt. Und genau dann – am Ende des Jahres 2010 – greift ein Held dieses System an. Ein Held mit schütterem weißem Haar, zwei Vergewaltigungsanklagen im Gepäck und so gut wie allen westlichen Geheimdiensten an den Fersen. Julian Assange, Chef des Whistleblower-Portals Wikileaks. Carmen kennt ihn bereits von 4chan. Ab 2010 jedoch definiert Wikileaks digitales Whistleblowing neu. Rund zweihundertfünfzigtausend interne Depeschen mit Berichten und Lage-

beurteilungen von US-Botschaften werden umfassend veröffentlicht, begleitet von renommierten Zeitungsredaktionen, die das Material journalistisch aufbereiten. Für einen kurzen Moment hebt sich der Vorhang, hinter dem sich die Politik verbirgt, und erlaubt einen Einblick in das Innere der Macht. Der französische Präsident Nicolas Sarkozy ist nach amerikanischer Lesart »ein Kaiser ohne Kleider«, Robert Mugabe ein »Teufel« und Recep Tayyip Erdoğan ein »machtgieriger Islamist«.

Wenig später kommen weitere, noch schlimmere Enthüllungen über die Plattform an die Öffentlichkeit. Grausame Kriegsverbrechen im Irak und in Afghanistan, mit Videos, in denen Zivilisten und Journalisten zum Spaß durch Drohnen ermordet werden. Die Affäre ist ein Desaster für die US-Politik. Doch diese schlägt unbarmherzig zurück. Wikileaks wird von allen Finanzierungsquellen abgeschnitten. Visa, Mastercard, American Express und PayPal sowie alle relevanten Banken werden unter Druck gesetzt, sodass sie die Whistleblower-Plattform nicht mehr mit Spenden beliefern – eine lebensbedrohende Situation.

Carmen sieht den perfekten Moment gekommen, um den Bitcoin zu portieren. Unter verschiedenen Pseudonymen ist sie nun Tag und Nacht auf Chats und in Foren unterwegs und fordert die Wikileaks-Unterstützer auf, ihre Spenden in Bitcoin vorzunehmen. Die Community folgt ihr bereitwillig, nachdem Wikileaks einen Public-Key veröffentlicht, über den Spenden in der Kryptowährung getätigt werden können. Carmen sieht, wie sich ihr Vermögen, das sich fast ausschließ-

lich aus einer großen Menge Bitcoin und einem Laptop zusammensetzt, innerhalb von Tagen vervielfacht. Der Wert eines Bitcoins steigt rasant von zehn auf etwa fünfundzwanzig Cent. Auch 4chan und andere Communities, die für die Freiheit von Information kämpfen, solidarisieren sich mit Wikileaks. Sie rufen zum digitalen, anonymen Widerstand auf, Operation Payback.

Dann tritt Anonymous auf den Plan, eine lose Gruppe von Internetaktivisten. Für sie ist dies ein heiliger Krieg. Sie haben schon vorher vereinzelt Cyber-Angriffe auf unliebsame Unternehmen verübt. Nun sind sie von einem neuen Furor getrieben. Rechner, die bereits seit Jahren mit Schadsoftware über Porno-Seiten und Spam-Mails infiziert sind, formen sie zu Bot-Netzen, nutzen also deren Rechenpower, um die Websites von Unternehmen wie VISA, Mastercard und PayPal zum Absturz zu bringen, als Strafe für deren Kooperation gegen Julian Assange. Anonymous veröffentlicht ihre Motive über anonyme Videos im Internet und erhält erstmals breite öffentliche Aufmerksamkeit.

Carmen sitzt vor ihrem Computer in ihrer kleinen Kojе und beteiligt sich an den Angriffen von Anonymous gegen die Institutionen. Sie ist sich bewusst, dass sie Gesetze bricht, doch wie sollte sie erwischt werden? Niemand kennt sich mit Cybersicherheit besser aus als sie.

Bis zu einem Tag im März 2011, als Carmen gerade wieder eine Online-Diskussion über die Weiterentwicklung des Bitcoins führt.

Sie blickt aus dem kleinen Fenster ihres Zimmers und

sieht vier FBI-Agenten geduckt auf das Kirchengelände zulaufen, in dem sie aktuell wohnt. Zuerst denkt sie, dass sie auf der Suche nach jemand anderem sind, doch nur Sekunden später stehen sie vor ihrem Zimmer und hämmern an die Tür. Ihre aktuelle Chat-Meldung, in der sie gerade als Satoshi chattete, kann sie gerade noch um ein fröhliches »Ich werde mich jetzt anderen Dingen zuwenden« ergänzen. Dann treten die Agenten die Tür ein.

»Auf den Boden, sofort!«, schreit der vorderste laut.

Carmen dreht sich langsam in ihrem Stuhl um und hebt die Hände. »Was wollen Sie? Ich habe nichts getan«, stammelt sie.

»Ruhe! Kein Wort mehr«, brüllt der stämmige, als zweites eingetretene Mann. Er packt sie an den Schultern, wirft sie bäuchlings über ihr Pult und verdreht ihr den rechten Arm auf den Rücken.

»Aua! Lass mich los!«, schreit Carmen.

»Halt mal die Handschellen. Ihre Handgelenke sind zu winzig, um reinzupassen. Gib mir die Kabelbinder«, ruft ihr Peiniger unbeirrt und fixiert die Frau mit seinem ganzen Gewicht. »So, extra eng geschnürt«, ergänzt er, als er sie endlich gefesselt hat. »Jetzt wird dir eine Lektion erteilt.«

Carmen versucht instinktiv, sich zu wehren, zappelt mit den Armen und schreit: »Nein! Nein! Lasst mich!« Doch die Fesseln um ihre Arme werden dadurch nur noch fester. Wie unnachgiebige Schraubstöcke.

»Vergiss nicht, ihr die Rechte vorzulesen«, sagt ein weiterer Agent, der am Türpfosten lehnt und das Geschehen lächelnd beobachtet.

Während Carmen hört, dass sie das Recht hat zu

schweigen und sich einen Anwalt zu nehmen, rinnt ihr Schweiß von der Stirn, vor Schmerz und Erniedrigung. Alles fühlt sich schwarz an.

Die FBI-Agenten führen sie zu einem gepanzerten Fahrzeug und setzen sie streng bewacht auf einen der hinteren Sitze.

»Wie haben die mich nur gefunden? Wie haben sie meine Identität geknackt?«, fragt sich Carmen, während sich der Wagen in Bewegung setzt. Sie hat sich doch perfekt abgesichert. VPN, Verschlüsselung, Firewalls.

»Es muss über die Hardware geschehen sein«, denkt sie und blickt mit zusammengebißenen Lippen aus dem Fenster, während der Wagen aus dem Kirchenareal fährt. Ihr Gehirn rattert weiter. »Haben sie Funkmasten, Kopfstationen und Serverknoten überwacht? Aber auch dann ist das Netz noch zu dezentral, um die Informationen einfach so zusammenzusetzen«. Sie kennt sich doch aus. Wie konnte das nur geschehen?

»Es sei denn ...«, durchfährt sie ein Gedanke. »Es sei denn, das ganze System ist korrupt und sie können in alles reinschauen. In jeden PC, jedes internetfähige Gerät. Absolute und totale Überwachung und Kontrolle.«

Ihr Atem stockt. »Nein, das kann nicht sein. Dann wäre alles manipuliert und das gesamte System totalitär. Nein, der Fehler muss bei mir liegen«, denkt Carmen, während Satoshi Nakamoto spurlos verschwindet.